



Ein baltischer Bürger von altem Schrot und Korn.

Nach hinterlassenen Aufzeichnungen
Hans Heinrich Falcks.

.....
:: Mitgeteilt von ::
Paul Th. Falck.



Riga, 1914.
Verlag von Jonck & Poliewsky.



H. H. Tualik

Ein baltischer Bürger von altem Schrot und Korn.

Nach hinterlassenen Aufzeichnungen
:: Hans Heinrich Falck ::

Mitgeteilt von
Paul Th. Falck.



R i g a.
Verlag von Jond & Poliewsky.
1914.

Vorbemerkung.

Su den Memoiren, die sich wie Romane lesen und viele Tausende sehr beliebter und einst viel gelesener Romane überlebten, gehören die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“, unseres Landsmanns Wilh. v. Kugelgen. Bis in unsere Zeit haben diese schlicht erzählten „Jugenderinnerungen“ Auflage auf Auflage erlebt.

Mit diesem Werke haben die vorliegenden „Aufzeichnungen“ nur etwas Gemeinsames, nämlich die gleiche Zeit aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Aber wenn zwei dasselbe tun, so ist es doch nicht dasselbe, sondern höchstens etwas Ähnliches. Jeder hat seine Umgebung, seine Interessen und damit eine andere, eigene Lebensansicht. Da ändert sich denn auch die Form, denn die Personen, mit denen sie verkehren, sind wie deren Meinungen und das ganze Milieu des Lebens verschieden gestaltet. So lebt man mit Kugelgen fast nur in Deutschland, mit Falck fast nur in Eitland usw.

Bei den vorliegenden „Aufzeichnungen“ habe ich hier und da Längen und Wiederholungen gestrichen und so durch einige Worte, die notwendig wurden, die Form etwas geändert.

Ich hoffe auch, daß durch diese von dem alten Herrn gewünschte Redaktion der Inhalt nichts an Interesse verloren hat. Denn verloren ist dabei nichts als Ballast, der niemandem nützt, doch gewonnen die Kürze.

Daß ein Mann wie H. H. Falck, der Alles konnte, auch in seinen alten Tagen auf Wunsch seiner Freunde Schriftsteller

wurde, kann uns nicht verwundern. Ich habe viele Männer in seinem gastlichen Hause kennen gelernt, die humorvoll, amüſant zu erzählen verstanden, aber zum Schreiben ſchwer zu bewegen waren. Ein ſolcher Mann war der Paſtor Otto Laiſ. Er verſprach die Memoiren des alten Herrn redaktionell zu bearbeiten und herauszugeben. Er erhielt denn auch die „Aufzeichnungen“ nach dem Tode Falck's, doch kam er nicht dazu, obgleich er ihn 12 Jahre überlebte. So blieb mir denn nichts anderes übrig als 1886 die Arbeit ſelbſt zu übernehmen. Immer aber war es der letzte Lebensabſchnitt, der mir die meiſten Schwierigkeiten machte. Für dieſen Teil waren nur Zeitungsauſſchnitte, Dankesadreffen und Briefe, aber ſo gut wie gar keine Aufzeichnungen von ſeiner Hand vorhanden. Vielleicht hat er abſichtlich zum Schluß nur fremde Stimmen über ſich zum Ausdruck bringen wollen, damit der Leſer ſich ein unboreingenommenes Urtheil bilden könne über den Abſchnitt ſeines Lebens, der ihm neben viel reicher Anerkennung auch kränkenden Undank beſchert hat.

Einer Würdigung des Mannes konnte ich mich enthalten; um ſo mehr, als es mir, ſeinem Sohne, nicht zukommt. Sollte ich trotzdem in den wenigen Zwiſchenſätzen, welche die Epiſoden ſeines Lebens zu einem zuſammenhängenden Ganzen verbinden, nicht kritiſch genug geweſen ſein, ſo wird man es mir, dem Sohne, hoffentlich verzeihen, daß ich nicht anders als ehrfurchtsvoll von meinem Vater reden kann. Was wir ſind, verdanken wir unſeren Eltern, deren Ehre unſre Ehre iſt und deren Andenken wir heilig halten müſſen. In dieſem Sinne übergebe ich die Aufzeichnungen der Öffentlichkeit, bevor auch mich der Allmächtige abrufte.



I.

Knaben- und Lehrjahre.

(1791—1815).

Hans Heinrich Falck wurde zu Zerwajöggi im Ampelschen Kirchspiel, Kreis Zerwen in Estland 1791 am 4. (15.) April geboren. Sein Vater Niklas war Schwede von Geburt und führte seine Ahnen bis zum Bischof von Linköping, Erich Falck, empor, der durch seine Gemahlin Christine Arvidsdotter, geb. Store, verw. Uggla, mit dem König Gustav Wasa verwandt war durch dessen dritte Gemahlin, Karin Gustafsdotter-Stenbock. Des Bischofs Sohn war der Oberst Bengt Falck, der mit den Reichsräten Gustav und Sten Banér, Thure Bjelke und Erik Sparre beim „Linköpinger Blutbade“ 1600 enthauptet wurde. Die Nachkommen dieses Bengt wanderten nach Finnland aus, und von dort kam Niklas im 18. Jahrh. nach Estland.¹

Auf diese Abstammung aber legte Heinrich Falck niemals einen Wert, sondern sagte immer: „Lieber man hat das Vermögen, wie ein Baron leben zu können, als sich Baron schimpfen zu lassen und wie ein Lump leben zu müssen.“ Sein Grundsatz war: „Arbeite und erbitte dir dazu den Segen Gottes“ und „sei niemals knickrig, sondern nobel, denn niemand kann seine Reichtümer mit ins Grab nehmen.“ Seine Mutter war eine geborene Gertrude Koppelsohn, gebürtig aus Merremois bei Schloß Fall in Estland. Heinrich Falck vereinigte so in seinem Charakter die bürgerliche Arbeitsamkeit und im hohen Grade das Noblesse oblige in seinen Taten. Er war sparsam, wo es sein mußte,

¹) Ob die Revaler und Rigaer Ratslinie der Falcks auch zu diesem Stamme gehört, habe ich nicht ermitteln können.

doch ebenso freigebig, wo es die Christenpflicht verlangte nobel zu handeln.

Die frühesten Erinnerung Heinrich Falcks reicht bis in das siebente Lebensjahr zurück.

„Es war“ — erzählt er — „im J. 1798 als ein Vetter (Andreas Falck) meines Vaters uns in Zerwajöggi besuchte. Er mußte mich, wegen meiner ABC-Weisheit sehr lieb gewonnen haben, denn nach langem Hin- und Herreden mit den Eltern, nahm er mich mit nach Reval und steckte mich in die Schule des Küsters Niemann bei der Heiligen Geist-Kirche, wo ich entsprechend der Zeit Kaiser Pauls die damals übliche Haartracht mit dem Zopf nebst Uniform tragen mußte. Leider dauerte die schöne Zeit, in der ich einen geregelten Unterricht genießen durfte, nur zwei Jahre, denn schon 1800 kam mein Vater zur Stadt und nahm mich 9-jährigen Knaben — wie es hieß — zu den Sommerferien mit nach Hause.“

Die Not hatte schon früh die Nachkommen von Bengt Falck in Finnland „arbeiten und beten“ gelehrt. Sie waren meist zum geistlichen Stande übergegangen und hatten auch andre bürgerliche Berufe ergriffen, wie der Vater unsres Heinrich, der Arrendator wurde und schließlich zum Arrendator einer Mühle herabsank. Als Arrendator von Neuenhof im Kirchspiel St. Katharinen in Estland hatte er das Unglück, daß in einer Nacht sein Wohnhaus abbrannte und er nur das nackte Leben retten konnte. Bei diesem Unglück gingen auch alle Dokumente in den Flammen auf und der Vater sah sich genötigt, da er nicht ohne Legitimation und nachweisbare Untertanschaft bleiben konnte, sich in Wesenberg in Estland als Bürger einschreiben zu lassen. Das Einzige was sich später in der Asche noch vorfand und erhalten hat, war unser Petschaft mit dem Wappen, wie es noch jetzt im Ritterhause in Stockholm zu sehen ist und das der Herausgeber dieser Aufzeichnungen als eine teure Reliquie in Ehren hält.

Statt ihn nach Reval zur Schule zurückzuschicken, behielt der Vater den Knaben zu Hause, wo er drei Jahre blieb,

worauf er ihn, da er nicht Müller werden wollte, als 12 jährigen dem Hutmacher Budeus in Weisenberg übergab, wo er einige Jahre als Lehrling arbeiten sollte.

„Es mochten so zwei Jahre beim Hutmacher verflossen sein“ — erzählt er — „als mich mein Vater, der mittlerweile zwei Mühlen in Lechts, im Anpelischen Kirchspiel Ostlands von Herrn von Huene in Pacht genommen hatte, mich in Weisenberg besuchte und fand, daß der Hutmacher doch ein armer Mann blieb, während er sich schon einigermaßen pekuniär verbessert hatte. Budeus klagte stets in dem kleinen Städtchen: „Man hat ja kaum sein tägliches Brot“ und behauptete grad heraus „daß bei diesem Handwerk in diesem Lande nicht viel zu verdienen sei.“ — Mein Vater versuchte mich daher zu überreden, die Hutmacherei aufzugeben. „Ich habe“ — sagte er zu mir — „wohl auch keine Schätze sammeln können, allein als Müller hab' ich doch immer mein Brot, komm also mit mir und werde Müller.“ — Ich wollte nicht und weigerte mich mitzugehen, denn ich hatte, obgleich 14 Jahre alt, durch Sonntags- und Feierabendsarbeit, mit Reparaturen alter Hütte, deren Annahme Budeus des Reconnomees wegen verweigerte, über 5 Rbl. B. A. verdient.“

Allein es half kein Widerstreben, der Sohn mußte mit seinem Vater nach Lechts, und so wurde aus dem kleinen Hutmacher 1806 ein Müller.

„Die Wassermühle in Lechts“ — erzählt er weiter — „mahlte im Frühjahr und Herbst ganz gut, aber im Sommer trocknete der Bach fast ein und im Winter froz das Wasser oft zu. In diesen Jahreszeiten waren wir daher auf die Windmühle angewiesen, indessen wie der Wind war auch ihre Arbeit sehr veränderlich; und so gab es auch hier während der Windstille so gut wie nichts zu tun.“

„Zum Faulenzer aber“ — wie er später häufig wiederholte — „war ich nicht geboren.“ Er suchte Beschäftigung und fand sie auch, denn in Lechts wohnte ein deutscher Schneider, dessen Bekanntschaft er gemacht hatte, und so fing er in seiner

freien Zeit bei ihm zu „schneiderieren“ an. Hauptarbeiten waren Reparaturen und so besuchte er mit seinem Meister im Sommer und Winter, wo die Müllerarbeit ziemlich still stand, auch die benachbarten Güter. Namentlich vor Weihnachten gab es viel zu schneiden. Doch so wenig goldnen Boden auch dieses Handwerk damals in dem armen Lande hatte, so bleibt es doch interessant zu wissen, wie aus unsrem Hutmacher und Müller, auch nebenbei ein Schneider wurde, der trotz seiner 16 Jahre mit zäher Energie durch eigene Arbeit sein selbständiges Fortkommen zu erringen versuchte.

Auf diese Weise vergingen einige Jahre in Rechts, doch selbst in dieser dreifachen Beschäftigung fand er nach seinen Begriffen noch immer „nicht vollauf zu tun.“ Die Landwirtschaft, welche der Vater auf seinem Pachtlande nebenbei betrieb, war nicht dazu angetan, den Blick dieses strebsamen Jünglings zu erweitern. Indessen er erlernte, was zu erlernen in seinem Gesichtskreis möglich war, und da er durch seine Beschäftigungen auf viele Güter gelangte, so eignete er sich auch vieles aus dem Bereich der Landwirtschaft und ihrer Technik an, was ihm später, als er selbst Großgrundbesitzer wurde, sehr zustatten kam.

Inzwischen hatte der Vater auch eine Nebenbeschäftigung gefunden. Der Gutschmied ließ viel zu wünschen übrig, und da der Vater aus Liebhaberei dieses Handwerk einstmals geübt hatte und besonders ein guter Werkzeugmacher war, entschloß er sich neben der Mühle eine Schmiede anzulegen. Gejagt, getan, und so erlernte denn Falk auch dieses Handwerk, besorgte mit seinem Vater für die vielen Pferde des Gutes und der Umgegend die Bechläge. Dabei fabrizierten sie Senzen und Sichelu und was sonst noch nötig war. Dennoch blieb der Lohn ein geringer und somit das Auskommen ein knappes.

Etwa bis zum Jahre 1809 mag es so gegangen sein, da trat ein Wendepunkt im Leben des nun 18 jährigen Jünglings ein. Es war im Sommer genannten Jahres, als die russischen Truppen immer mehr zu den deutschen Grenzen sich zusammen-

zogen, wegen des immer gewisser werdenden Krieges mit Napoleon, der Deutschland vernichtet hatte. So hatte denn auch eine Artillerie-Abteilung in Lechts Standquartier erhalten, um bald weiter zu marschieren. Das Militär klagte, im Dorfe nichts zu erhalten und der Kommandeur forderte die unternehmendsten Leute des Dorfes auf, seine Mannschaft mit Tabak, Heringer u. zu versorgen. Jedoch keiner wollte sich entschließen, den Soldaten die gewünschten Materialien zu liefern; teils aus Furcht „zu kurz zu schießen“, teils aus Mangel an Geldmitteln, bis unser mutiger J. sich entschloß die Versorgung zu übernehmen, wenn der Chef der Artillerie-Abteilung Oberst v. Mewes für die Bezahlung einstehen wollte. Dieser tat es auch.

Unser Falk mietete sich daraufhin Pferd und Wagen und fuhr nach Reval. Sein ganzes Vermögen belief sich auf 28 Rbl. Banco. Er hatte sich nämlich zu den 5 Rbl. als Hutmacher noch 23 Rbl. als Schneider und Schmied durch Nachfeierabendarbeit — wohlgerne immer noch als Lehrling — hinzuerkauft.

Mit diesem schwer verdienten Gelde kaufte er nun in Reval 2 Kullen Tabak, eine Tonne Heringe und eine Tonne Strömlinge ein, fuhr damit sofort nach Lechts zurück und in kaum 5 Tagen hatte er daselbst den ganzen Vorrat mit sehr gutem Gewinn verkauft. Das war der Anfang seiner kaufmännischen Tätigkeit. Auf der Stelle kehrte er wieder um und kaufte nun mit dem gewonnenen Gelde das Doppelte des Früheren. Dieser Handel ging ebenso gut, und so ging es weiter. Nach kaum einem Jahr hatte er sich auf diesem kaufmännischen Wege 300 Rbl. B. baar und 2 Pferde, nebst Wagen erübrigt. Dazu, was ihm später sehr zu statten kam, die russische Sprache sich soweit zu eigen gemacht, daß er sich notdürftig darin verständigen konnte.

Doch dieses blühende Geschäft sollte nicht von langer Dauer sein. Bereits im Dezember 1810 wurde die Artillerie zur deutschen Grenze abkommandiert und mit dem kaufmännischen Geschäft war es vorbei. Die Dorfschaften brauchten solche Kaufleute nicht, da sie von Alters her daran gewöhnt waren, selbst ihren Überfluß

zur Stadt zu bringen und von da ihre notwendigen Lebensbedürfnisse einzukaufen, soweit sie auf dem Lande nicht selbst erzeugt oder erworben werden konnten.

Das beste Resultat aber dieser Wandlung war, daß sich der Blick unseres Jald als Kaufmann wesentlich erweitert hatte und ihm nun der kleine Kreis seiner Tätigkeit auf dem Lande nicht mehr genügte. Allein weder der Vater noch die Mutter wollten sich von ihrem ältesten Sohne trennen und so blieb er noch ein Jahr in Lechts. Als er aber im denkwürdigen Jahre 1812 am 4. April mündig wurde, hielt ihn nichts mehr zurück, und seine 2 Pferde nebst Wagen seinen Eltern überlassend, zog er, ein größeres Feld für seine Tätigkeit suchend, in die Hauptstadt seines engeren Vaterlandes ein.

Seine um 4 Jahre ältere Schwester Marie konditionierte damals in Neval. Auf seinen Reisen als Kaufmann zur Stadt, hatte er sie stets besucht und sie gebeten, um eine Anstellung für ihn, gleichviel wo, sich umzusehen. Ihrer Vermittlung war es denn endlich gelungen ihren Bruder unterzubringen, doch als was? — Als Lehrling bei einem Tischlermeister namens Haeling. — Ein 21 jähriger Lehrling!

Da er seinem Lehrmeister sagte, daß er etwas von der Tischlerei verstehe, denn er hatte beim Müllerhandwerk „getischlert“ auf dem Lande, soweit es notwendig war, so sollte er „Probe arbeiten“. Nach Verlauf einer Woche schenkte ihm sein Lehrmeister Haeling (der in der Pferdekopfstraße in Neval das gegenwärtige Rothkeische Haus besaß und dort seine Werkstatt hatte) gleich 3 Jahre, seiner bereits brauchbaren Arbeitskraft und seines vorgeschrittenen Alters wegen. Auf diese Weise brauchte er nur noch vier Jahre Lehrling zu bleiben, doch kam auch das ganz anders. Hören wir ihn selbst:

„Kaum 6 oder 7 Wochen waren in der Lehre vergangen und wenn mich mein Gedächtnis nicht verlassen hat, so war es im Juni 1812, als mein Lehrmeister Haeling folgende für mich denkwürdige Bestellung erhielt. Unter dem sog. v. Gonsiorfchen

Hause (damals dem reichen Handelsherrn und Rathsherrn Johannes Falck gehörig¹⁾) am Rathhausplatz vis-à-vis dem Rathhause, waren die sechs „Buden“, wie sie noch jetzt zu sehen sind, auszubauen, d. h. mit allem zu versehen, was zur inneren Einrichtung gehört. Haeling hatte das Geschäft übernommen und zwar zum Termin, der auf den 1. Aug. 1812 festgesetzt war, fertig zu stellen. Drei Gesellen bekamen drei Buden, ich, der Lehrling die vierte mit sämtlichen Einrichtungen herzustellen, was im Grunde einfache Tischlerarbeit ist. Diese vierte Bude gehörte dem Kaufmann Heinrich Friedstrand, der mich aufforderte recht fleißig zu arbeiten, es sollte mein Schade nicht sein, denn es wäre ihm unendlich viel daran gelegen, sein Geschäft früher als am 1. August eröffnen zu können. „10 Rbl. Banco haben Sie sicher“, sagte er zu mir, „wenn Sie schnell arbeiten.“ — Das spornte mich an, in 18 Tagen war die Bude fertig und ich erhielt wirklich meine 10 Rbl. B. Taschengeld. Darauf bekam ich die fünfte Bude von meinem Prinzipal, der über meine Arbeit erstaunte, denn die drei Gesellen waren noch mit ihrer Arbeit weit zurück, weil sie zu verschiedenen Tagen — sagen wir — nicht gearbeitet hatten. Diese fünfte Bude gehörte dem Kaufmann Pauli. Dasselbe Versprechen, dieselbe Arbeit. Tag und Nacht (4 Stunden Schlaf genügten mir) arbeitete ich und in 14 Tagen war auch diese Bude fertig und abermals gehörten mir 10 Rbl. B. Taschengeld. Inzwischen rückte die Zeit der Ablieferung immer näher, aber die drei Gesellen wurden mit ihren drei Buden noch immer nicht fertig. Mein Prinzipal übergab mir die letzte Bude, die einem Kaufmann Stagemann gehörte. Wiederum dieselbe Arbeit und dieselben Versprechungen und nach 14 Tagen war auch diese dritte Bude vollendet. Und zum dritten Mal erhielt ich meine 10 Rbl. B. Belohnung — was aber für mich die größte Ehre war, meine drei Gesellen

¹⁾ Johannes Falck (1776 † 1839) war Ältermann der großen Gilde und Rathherr von 1813–15. In dieser Stellung verlor er beim Bankrott v. Bonstedt u. Helmerßen 400,000 Rbl. B. und mußte sich für insolvent erklären. Er war Besitzer von Blankenthal und Ruckoser in Estland.

hatten mich — den Lehrling — noch immer nicht eingeholt. Das Beste jedoch war, daß mein Lehrmeister mir als Belohnung allein 30 Rbl. B. gab. — Obgleich ich meinem Lehrmeister bedeutete ich hätte doch nur meine Pflicht getan und wäre für meinen Fleiß nach Feierabend bereits hinlänglich belohnt, so half doch nichts, ich mußte die 30 Rbl. B. annehmen und hatte so in 46 Tagen als Tischlerlehrling 60 Rbl. B. verdient.“

Andererseits konnte auch Haeling mit der Acquisition seines Lehrlings sehr zufrieden sein, denn ohne ihn wäre er nicht nur um seinen Verdienst, sondern auch um sein Material gekommen und der sicheren Strafzahlung nicht entgangen, also mußte er seinen Lehrling als Retter ansehen.

„Seit dieser Zeit“ — lautet der Bericht weiter — „fing ich an, Geld zu verdienen wie noch nie! Durch diese drei Kaufleute allein erhielt ich viele Bestellungen und wurde so von dem Einen dem Andern empfohlen, bald mit sehr vielen Familien der Stadt bekannt, die mir allerhand kleine Arbeiten und Reparaturen übertrugen, welche ich mit der Erlaubnis meines Lehrmeisters nach Feierabend und an Sonntagen vollführte, was mir sehr viel Geld — und was noch wertvoller ist — sehr viel Wohlwollen einbrachte.“

Meist war seine Sonntagsarbeit, wenn nicht kleine Reparaturen in den Häusern vorlagen, die feinste Tischlerarbeit, die jetzt, wo man mit Maschinen arbeitet, sich nicht mehr bezahlt macht. Namentlich waren damals Damen-Schatullen mit vielen geheimen Fächern sehr beliebt.¹

Alein nicht nur solche Arbeiten versfertigte Falck in seinen Freistunden, sondern auch größere. In dem Reinhold Krichschen Hause in der Heiligen Geist-Straße Revals stehen noch heute drei große breite Fensterrahmen, die er an einem Sonntag fertigstellte. Doch statt der vielen Beispiele, welche seine außerge-

¹) Der Hrsg. besitzt noch jetzt ein solches Meisterstück, welches er seiner Braut, meiner Mutter schenkte, und wer die Mechanik nicht kennt, steht noch heute vor der offenen Schatulle wie vor einem Rätsel, die ihren Inhalt dem Uneinge-weihten nicht hergibt.

wöhnliche Arbeitskraft dokumentieren, wollen wir hier nur eine Arbeit noch erwähnen, weil sie ihm zum ersten Mal ein unfreundliches Wort seines Lehrmeisters eintrug.

„Im April 1813“ — erzählt er — „war es, als der Gouvernements-Architekt Bantelmann eines Sonntags früh zu meinem Lehrmeister kam und sehr ungehalten darüber war, daß ihm die versprochenen beiden Fensterschlängen, welche gestern an Ort und Stelle sein sollten, nicht einmal angefangen waren und er somit morgen nicht weiter bauen könnte. Mein Meister entschuldigte sich zunächst, aber tröstete auch wieder den Architekten, daß wenn sein „Pracht-Heinrich“ — wie er mich nannte — sich sofort daran mache, er morgen früh sicher die Fensterschlängen haben könne. Ich wurde gerufen und sagte zu. Nachdem man mir das Maß angegeben, sagte ich zum Architekten: „Morgen um 5 Uhr früh können Sie die beiden Schlangen abholen lassen.“

— Wie wollen Sie das machen? —

„Wenn Sie, Herr Gouvernements-Architekt, nicht mehr brauchen, als nur zwei solche einfache Blockschlangen, so ist das für meine Arbeitskraft nicht viel, bis morgen früh könnte ich Ihnen vier solcher Schlangen liefern.“

— Junger Mann, machen Sie mir doch nichts weiß, was ein Mensch leisten kann? — Hexen können Sie doch nicht? — Wenn Sie mir bis morgen früh 2 Schlangen liefern, haben Sie schon Außergewöhnliches geleistet. —

„Gut, dem sei, wie ihm wolle, doch wenn Sie, Herr Gouvernements-Architekt, vielleicht die Güte haben wollten, heute um 6 Uhr nachmittags, im Vorbeigehen hier vorzusprechen, so werden die beiden Blockschlangen fertig sein, zu welcher einfachen Tischlerarbeit ich nie mehr als 8 Stunden gebraucht habe.“

— So!? — in dem alles Mögliche lag, war die einzige Antwort,

„Darauf ging ich frisch an die Arbeit und hobelte drauf los, daß mir der Schweiß von der Stirne rann. Dafür saß ich aber schon längst vor 6 Uhr nachmittags auf meiner Hobelbank

und hatte eine weiße Biquet-Weste vor mir, welche halb fertig war und arbeitete daran.

Inzwischen hatte sich mein Lehrmeister von seinem Nachmittagschläfchen erholt und kam voller Neugierde in die Werkstatt, wo er zu seinem nicht geringen Schrecken mich statt zu hobeln, nähen sah. Böses ahnend wurde er sehr empfindlich und überhäufte mich mit Vorwürfen ohne mich zu Wort kommen zu lassen, und der langen Rede kurzer Sinn war nur der: „Mein Gott, ich habe Dich doch gebeten, Heinrich, die Schlangen zu machen und Du — nähst Westen!“

— Weil ich damit schon längst fertig bin. —

„Na nu!“

— Haben Sie denn die Schlangen nicht im Vorhaus stehen gesehen? Sie mußten doch da vorüber gehen? —

Mein Lehrmeister hatte die Schlangen nicht bemerkt, und so gingen wir beide ins Vorhaus, um uns zu überführen. Er im Unglauben, ich in der Angst, sie könnten vielleicht von böswilliger Hand fortgetragen sein. Zu meinem Glück waren die Schlangen noch da, mein Meister hatte sie wirklich übersehen. Nun war die Freude groß.

„Bei Gott, Heinrich, Du bist ein Hexenmeister, Du bist ein Prachtexemplar“ — und mit vielen anderen Lobesworten versuchte er nun seine zuvor gehaltene Strafpredigt zu verwaschen. Er bezahlte mir nicht nur sofort die beiden Schlangen, sondern gab mir noch 50 Kop. dazu, um ins Theater gehen zu können. Statt dessen ging ich wieder zu meiner Schneiderarbeit und wartete in stiller Freude auf den Architekten, doch wer nicht kam, war er. Er schickte erst am andern Morgen voller Zweifel einige Leute nach den Schlangen. Was mich aber am meisten ärgerte, war, daß der Herr Bantelmann, als er die Geschichte aus dem Munde meines Lehrmeisters hörte, sie nicht glauben wollte.“

In dieser Art arbeitete Falk weiter und weiter und stieg nicht nur im Ansehen bei seinem Meister, sondern auch in dessen

Familie, wo er bald wie ein Sohn des Hauses behandelt wurde. Auch die Liebe vieler anderer Familien, für die er in seinen Freistunden arbeitete, verstand er sich zu gewinnen und dieses Wohlwollen brachte ihm mehr ein, als es unter gewöhnlichen Umständen sonst geschehen wäre. Dieses Wohlwollen verdankte er aber seinem Charakter: „lieber das Bein brechen als sein Wort.“ Und so war es denn auch in seinem späteren Leben: Ein Mann, ein Wort, daran erkennt man immer den alten Falck.

Unter den Notizen Falcks findet sich eine Angabe, die hierher gehört, nämlich zu welcher Höhe sein kleines erspartes Kapital angewachsen war.

„In meinem ersten Lehrjahr als Tischler hatte ich mir“ — heißt es da — „durch meine Freistunden glatt 460 Rbl. B. verdient. Im August 1813 hatte ich — mit meinem früher ersparten Gelde — beinah schon 1000 Rbl. B. A., nämlich genau 915 Rbl. baar zurücklegen können.“

Soweit meine Kenntnis der Lokalgeschichte reicht, da wir nur wenige solcher Aufzeichnungen besitzen, steht dieser Fall einzig da, denn soviel Geld, glaube ich, hat sich noch kein Lehrling bei uns in anderthalb Jahren durch seiner Hände Arbeit nebenbei zu erwerben und zurückzulegen verstanden.

„Daß ich nicht übermütig wurde“ erzählte oft später der alte Falck, der gerne bei dieser seiner Jugendgeschichte verweilte — „verdanke ich allein dem lieben Gott und den mir tief in die Seele geschriebenen Lehren meiner seligen Mutter.“

„Führe uns nicht in Versuchung“ lehrte uns der Heiland beten, denn groß sind die Versuchungen, die sich uns umschmeichelnd nahen. Auch Falck blieb davon nicht verschont, wie er wie folgt erzählt:

„Es war im Herbst 1813 als mein Lehrmeister zu mir sagte: „Mit Deinem grauen Rock vom Lande kannst Du, Heinrich, nirgends mehr hingehen. Du bist jetzt „Städter“ und mußt daher auch städtisch gekleidet gehen, wenn Du in besseren Kreisen Eingang finden willst. Sparsamkeit ist gut, aber wenn man als

Lehrling wie Du, mehr als alle meine Gefellen zusammen zu verdienen versteht, so kann man sich schon eine größere Ausgabe erlauben.“ — So sprach zu mir mein Lehrmeister auf Wunsch seiner Frau, die mich wie ihren Sohn liebte, und so mußte ich mich schon in mein Schicksal ergeben und wir begaben uns in die Tuchhandlung des Herrn Johann Koch. — Mein Lehrmeister nahm für mich das Wort und verlangte das beste Tuch, welches in der Handlung vorrätig sei. — „Welche Farbe? Schwarz oder dunkelgrün?“ fragte Koch. — Das dunkelgrüne wurde uns vorgelegt und sehr gelobt. — „Was kostet die Elle?“ fragte mein Lehrmeister. — „24 Rbl. B.“ und wir entschieden uns dasselbe zu nehmen. — Es wurden 5 Ellen abgesehritten, so sehr ich dazu auch ein schiefes Gesicht schnitt, denn mein schwer verdientes Geld tat mir zu verausgaben dafür leid. Nicht genug, dazu „Kaminachtuch“ zu einem Paar Beinkleider. Ferner das Nötige zu einer Weste und endlich Serge-Futter zum Rock. Mir rann der Angstschweiß über die Stirne. Das wird eine hübsche Rechnung abgeben und richtig, man höre und denke sich mein Entsetzen! Die Rechnung betrug 211 Rbl. B. U.! Ich hätte weinen können, so leichtsinnig mich von meinem schwer verdienten Gelde trennen zu müssen, allein da ich A gesagt hatte, mußte ich auch jetzt B sagen und bezahlen.

Darauf ging mein Lehrmeister mit mir zu seinem Nachbar dem Schneidermeister Dahlström. Derselbe war ein alter, verständiger Herr und guter Freund meines Lehrmeisters und machte diesem die größten Vorwürfe, welche ich sehr gerechtfertigt fand. „Das heißt ja die guten Vorzüge“ — sagte Dahlström — „im Keime vergiften. Warum, lieber Haeling, bist Du so leichtsinnig gewesen, Deinem Lehrling eine so teure Kleidung zu kaufen, wie sie hier in Keval nur Wenige tragen?“ — Im Stillen mag mein Lehrmeister sich wohl bewußt geworden sein, daß sein Nachbar eigentlich gar nicht unrecht hatte, jedoch auch er hatte A gesagt und mußte so konsequenter Weise weiterbuchstabieren. Um aber einigermaßen den Vorwurf des Leichtsinns abzuschwächen, erwiderte er: „Nichts ist für meinen Heinrich zu teuer. Das

Beste ist ihm gerade gut genug. Von der Art ist seine Arbeit und von der Art kann somit auch seine Kleidung sein, die er sich verdient und bezahlt hat, und daher auch tragen kann.“

„Hm!“ war die ganze Antwort Dahlströms, in welcher sehr viel lag, begleitet von einem bedenklichen Kopfschütteln.

Nun aber wurde mein Lehrmeister auch warm und sagte: „Mein lieber Dahlström, ich wünsche, daß Du die Kleider von Deinem besten Gefellen machen läßt, denn mein Heinrich ist nicht nur Tischler, sondern auch Schneider. Er weiß die Sache daher auch zu beurtheilen.“

„Hm, hm!“ war wieder die Antwort, in der aber jetzt ganz was Anderes lag, mich mit großen Augen ansehend. „Hm! — es soll geschehen.“

„Es mochte vielleicht“ — heißt es weiter — „eine Woche nach dem vergangen sein, als ich eines Sonntags früh meinen neuen, schönen Anzug erhielt. Nachdem wir die Arbeit für tadellos befunden hatten, sagte mein Lehrmeister zu mir, ich sollte die Kleider anbehalten und zur Kirche gehen, was ich denn auch mit Freuden tat und den lieben Gott bat, mir meinen gesunden Menschenverstand nicht mehr auf so leichtsinnige Abwege zu führen. Denn im Grunde gefielen mir die neuen Kleider nicht, weil kein Bürger solche trug, sondern nur sehr wenige reiche Aristokraten, und ich war jetzt keiner und wollte auch keiner sein.“

Indessen ging es Falck wie so manchem Andern. Er fand schließlich doch Gefallen an seiner Kleidung und kaufte sich noch im jugendlichen Übermut einen neuen Überzieher nach damaligem Geschmack dazu, weil sein alter ganz und gar nicht mit seinem Anzuge harmonierte. Dieser Mantel nach der neusten Pariser Mode bestand in der Hauptsache aus drei übereinander sich reihenden immer kleiner und kleiner werdenden mit Levantin gefütterten Kragen und kostete 185 Rbl. B. A.

„Das Unangenehmste aber bei dieser Geschichte war“ — erklärte oft später der alte Falck — „daß ich durch diese vornehme Kleidung ins Gerede der Leute kam. Es wurden sogar

Stimmen laut, die da meinten, man müsse mir von Amtswegen dieselben zu tragen verbieten, doch dazu kam es nicht."

Indessen eine solche Kleiderordnung empfand er, der später als ein sehr wohlhabender Mann überaus schlicht gekleidet ging, als äußerst heilsam. „Denn der größte Tyrann ist die Mode und in deren Sklaverei sollten Männer nicht gehen. Nicht in der vornehmen Affecttracht liegt der Wert der Menschheit, sondern in ihrer noblen Gesinnung.“ Diese zu üben wurde, wie wir sehen werden, immer mehr sein Leitmotiv.

„Bald darauf“ — heißt es in den Aufzeichnungen weiter — „schickte mein Vater vom Lande nach mir, mit der Bitte, die Weihnachtsfeiertage zu Hause zu verbringen. Ich bat mir dazu von meinem Lehrmeister die Erlaubnis aus und erhielt auch auf 14 Tage Urlaub. Am Heiligabend, den 24. Dez. 1813, kam ich bei meinen lieben Eltern und vier jüngeren Geschwistern an. Die Freude des Wiedersehens war allerseits groß und nachdem ich mich erwärmt und gestärkt hatte, packte ich unter vielem Erzählen meine Habseligkeiten aus. Meine beiden jüngeren Brüder Gustav und Karl und beiden Schwestern Anna und Helene bewunderten bald diesen, bald jenen Gegenstand, den sie im Koffer fanden. Nur meine Mutter wurde plötzlich beim Anblick all dieser Habseligkeiten ganz traurig. Ihre Meinung war, um es glatt herauszusagen, ich hätte Schulden gemacht oder gar den Luxus gestohlen, denn daß ein Lehrling in 1½ Jahren soviel verdienen konnte, lag außerhalb aller ihrer Berechnung. Ich suchte nun meine mir sehr liebe Mutter, die jetzt schon längst vor Gott steht, zu beruhigen, indem ich ihr sagte:

„Liebes Mütterchen, was wollen diese Kleidungsstücke sagen? Gar nichts, denn solcher bunter Lappen, um wie ein Pfau einher zu stolzieren, könnte ich drei Mal soviel haben, als Du hier siehst, wenn ich sie wollte. Das ist, Mütterchen, in meinen Augen wertlos. Aber meine Arbeit, Mutter, siehst Du, das ist Etwas, was nicht nur mir, sondern auch allen Andern Freude bereitet hat und vielleicht am meisten meinem Lehrmeister, der mich seinen „Pracht-Heinrich“ nennt. Und dabei holte ich

eine Damen-Schatulle mit einem Verierschloß, welches Niemand öffnen konnte, der das Geheimnis nicht kannte, hervor. In dieser Schatulle waren mehrere geheime Fächer und Böden, die auf den Druck verschiedener Federn in den Seitenwänden verschwanden, wie umgekehrt durch den entgegengesetzten Druck wieder in ihre alte Stellung gelangten.“

„Nachdem das Alles zur Genüge unter meiner Anleitung bewundert war, da keiner mit der Schatulle umzugehen verstand, drückte ich endlich auf eine kleine verborgene Feder und das geheimste der Geheimfächer öffnete sich, der letzte bewegliche Boden verschwand in der Seitenwand und was tat sich da den Blicken kund? Die Überraschung war groß. Auf dem Boden der Schatulle lagen in zwei Päckchen 615 Abl. Banknoten, lauter ganz neue rote und blaue Scheine.

Das imponierte selbst dem Vater so sehr, daß er bedenklich den Kopf hin und her schüttelte, als ginge das nicht mit rechten Dingen zu — und die Mutter brach in Tränen aus.

„Und dieses Geld, liebe Mutter, habe ich mir durch meiner Hände Arbeit, wie Du in vorliegender Schatulle ein Stück Arbeit Deines Sohnes siehst, ehrlich verdient. — Ja, genau genommen, noch einmal soviel, wenn ich nicht so leichtsinnig gewesen wäre, mir diese teuren Kleidungsstücke usw. anzuschaffen. Doch, wenn Ihr, lieben Eltern, glaubt, daß ich jetzt wieder Müller werden könnte, so habt ihr Euch geirrt. Selbst wenn man mir die beiden Mühlen schenken wollte, so würde ich es doch nicht annehmen, denn ich habe, wie Ihr euch jetzt selbst überzeugen könnt, ein Feld der Tätigkeit vor mir, das mich sicher auf den grünen Zweig des Lebens führen muß.“

„Am ersten Weihnachtsfeiertage“ — so lautet die Geschichte weiter — „fuhr ich mit den Eltern und Geschwistern zur Ampelschen Kirche, wo ich dem Allmächtigen für die schönen Gaben, die Er mir hatte zuteil werden lassen, dankte. Nach dem Gottesdienste besuchte ich meinen lieben Konfirmationslehrer, den seligen Pastor Witte mit meinen Angehörigen. Darauf lenkte ich allein meine

Schritte zum Kirchenkrüge und fand viele meiner alten Bekannten vor demselben bei ihren Pferden stehen. Sie erkannten mich nicht, gingen mir aus dem Wege und zogen die Mützen, in der Meinung, ich wäre — von wegen der Kleidung — ein sehr vornehmer Herr. Da blieb mir denn nichts anders übrig, als sie bei ihren Vornamen anzureden ihnen die Hand zu reichen und zu sagen: „Erkennt Ihr mich, Eures Müllers Sohn, denn wirklich nicht?“ — „Mi eldekene! Kas see on meie möldre poeg?“ (Herrje! Ist das unsres Müllers Sohn?).

Nun war die Freude groß und bald war ich umringt von ca. 30 Personen. „Freunde, sagte ich, der Hochmutsteufel hat mich Gott sei Dank noch nicht gepackt und so wünsche ich, daß Ihr euch mit mir freut und bewußt werdet, daß nur auf Arbeit Gottes allmächtiger Segen ruht. Darauf kaufte ich alles Trinkbare und Eßbare dem Krüger ab, welches 7 Rbl. B. betrug, und sagte ihm, er solle das Alles meinen Bekannten geben. Ich stieß darauf mit jedem an, erzählte ihnen kurz, wie man durch fleißiges Arbeiten zu Wohlstand kommen kann und sagte dann nach einiger Zeit, daß ich jetzt zum Pastorat zurück müsse, wo die Meinigen wohl schon lange auf mich warteten.

„Das Wort Pastorat wirkte, sonst hätten sie mich nicht losgelassen, denn die Fragen und die Bewunderung meiner Kleidungsstücke wollten kein Ende nehmen, wobei wohl Alle sagten: „Mi eldekene, tuddas see forda lefs?“ (Herrje! wie ist das möglich geworden?). „Nur durch fleißige Arbeit, Freunde, das merkt Euch und nun lebt wohl!“

Die Weihnachtszeit war schnell vergangen, denn bereits am 3. Jan. 1814 finden wir unsern Falck wieder in Neval bei der Arbeit, aber es dauerte nicht lange, denn leider starb am 4. Juni 1814 der Vater und so mußte er wieder nach Lechts zurück, um Alles zu ordnen.

„Ich ließ“ — heißt es in der Erzählung weiter, — „den Vater am 2. Pfingstfeiertage auf dem Ampelschen Friedhofs mit allen Ehren beerdigen und fuhr darauf zum Gutsherrn von

Rechts, um mit ihm wegen meiner Mutter und der restierenden wie laufenden Mühlenarrende Rücksprache zu nehmen.

Herr v. Huene empfing mich sehr freundlich in der Meinung, ich würde die Arrende übernehmen. Ich lehnte jedoch sein Anerbieten dankend ab, da ich schon als Tischlerlehrling in der Stadt mehr verdient habe, als je ein Müller auf dem Lande verdienen könne. Dieses Geständnis berührte ihn sehr unangenehm, denn nun fürchtete er um sein Geld zu kommen und der Ton seiner Rede wurde jetzt unfreundlicher. Er drohte sogar, meine Mutter durch den Hafensichter auspäfen zu lassen. Hierauf stellte ich ihm vor, daß er bei meiner Mutter nichts finden würde, denn die zwei Pferde mit samt den Wagen wären so ziemlich das einzig Wertvolle und die gehörten mir. Aber, sagte ich, das ist Alles nicht nötig, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen. — Hier erlangte Herr v. Huene seine frühere Ruhe wieder: „Und der wäre?“

„Auf meines seligen Vaters Namen soll kein Flecken ruhn, denn ich werde Ihnen nicht nur die Rückstände, sondern auch die laufende Pacht bezahlen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie meine Mutter bis zum künftigen St. Georgstage unbehelligt in der Mühle belassen.“

„Der Vorschlag“ — meinte er — „läßt sich hören, doch müsse die restierende Schuld sofort bezahlt werden. Ich machte darauf mein Taschenbuch auf und bezahlte ihm auf Abtrag mehr als die restierende Schuld, nämlich 100 Rbl. B., so daß nur 30 oder 40 Rbl. B. noch für das laufende Jahr zu zahlen waren.

Das kam ihm so unerwartet, daß er seine etwas harte Rede wieder gut zu machen suchte, indem er mich aufforderte, mit ihm zu frühstücken, was ich jedoch dankend ablehnte. In dessen so fortgehen ließ er mich doch nicht. Ich mußte mich setzen und ihm erzählen, wie ich es möglich gemacht, in so kurzer Zeit nicht nur soviel Geld, sondern auch so herrschaftliche Kleider zu haben. Letztere erklärte er sogar für eine leichtsinnige Ver-

schwendung, die sich in jungen Jahren niemand erlauben dürfe, und er hatte, im Grunde genommen, durchaus nicht Unrecht. Als ich ihm aber die bereits vernommene Geschichte dazu erzählte, wurde er allerdings etwas anderer Meinung. Darauf tranken wir ein Paar Glas Wein und schieden als zwei Menschen, die sich vollständig verstanden, in bester Ordnung von einander.“

In Reval wohin er zurückkehrte, verging das Jahr schnell in gewohnter Tätigkeit, worauf das Tischleramt auf die Fürsprache Haelings beschloß, dem H. Falck wegen seiner bewiesenen Tüchtigkeit noch ein Jahr von seiner 4 jährigen Lehrzeit zu streichen. So wurde dem Falck an seinem Geburtstage, am 4. April 1815 freigesprochen.

Das ihn diese außergewöhnliche Anerkennung erfreute, liegt auf der Hand, denn für die damalige Zeit war es etwas ganz Außergewöhnliches, schon nach 3 Jahren vom Meisteramt als Gesell anerkannt zu werden. Dieser Fall ehrt somit Amt wie Lehrling, der mit 24 Jahren — gegen alle Berechnung — Gesell geworden war und damit bewiesen hatte: was man kann, wenn man will. —

„Zu derselben Zeit wurden vom Tischleramt noch zwei junge Leute freigesprochen“ — heißt es im Bericht — „so daß wir nun unserer drei waren, die in der Gesellenherberge Revals ihren Einzug hielten, wo wir die Altgesellen unserer Branche, altem Herkommen gemäß, freizuhalten hatten.“

Dieses Trifolium tat sich zusammen und jeder bestellte eine Bowle Punsch. Das aber war für 22 Tischleraltgesellen so gut wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein. Sie sahen sich also um nach mehr. Da Falck sah, daß seine beiden Kollegen schon wegen der ersten Bowle bei der Herbergsmutter „Pump“ beantragten bis zu ihrer ersten Gage, so fragte er die Herbergsmutter was ein Abendessen für 25 Personen und drei Bowlen koste? Die Antwort war:

„Ein gutes Abendessen mit Bier und Schnaps nebst den drei Bowlen würde Ihnen ca. 32 Rbl. B. zu stehen kommen,

doch rate ich Ihnen, junger Mann, lieber davon abzustehen, denn Sie werden später Ihre liebe Not haben, die Schuld mir zu bezahlen.“

„Das war für mich genug, und ich sagte: Sie möge nur meine Rechnung ausschreiben, denn Schulden habe ich noch nicht gemacht und werde daher auch hier sofort bezahlen, was denn auch geschah und die Herbergsmutter in Erstaunen setzte, da ein solcher Fall in ihrer langen Praxis noch nie vorgekommen war.“

Nachdem er etwas genossen und mit den Altgejellen auf gute Kameradschaft angestoßen hatte, empfahl er sich, da er heute noch anderen Verpflichtungen nachkommen müsse, was sie ihm, wenn auch ungern, gestatteten.

Darauf kaufte er sich in einer Weinhandlung zwei Flaschen Wein, 6 Gläser und einen Präsentierteller und begab sich damit zu seinen Hausgenossen, um auch diese zu bewirten. Zu diesen gehörte sein Lehrmeister Herr Haeling und dessen Frau, der Werkführer Herr Olsen und zwei junge Freunde, die Primaner Karl Joh. v. Seidlitz und Joh. Friedr. Beyersdorff, die ihn lieb gewonnen hatten, als er bei ihren Eltern verschiedene kleine Tischlerarbeiten machte.¹

„Meine Stimmung war natürlich eine gehobene“ — erzählt er — „aber für meine Gutmütigkeit und meine Freude, mich mit andern zu freuen, wurde mir von meiner Lehrmeisterin gründlich der Text gelesen. „Bis jetzt“ — sagte sie — „warst Du ein fleißiger und ordentlicher Mensch, nun aber, wo Du Gesell geworden bist, wirst Du so übermütig, wie die Andern werden.“ Ich hatte ihr nämlich Alles erzählt, was ich in der Gesellenherberge getan hatte, was sie für sehr leichtsinnig erklärte. Ohne mich viel zu bedenken, nahm ich die Hand meiner Frau Lehrmeisterin und küßte dieselbe [was er später als ein probates

¹) Beide hat Orsg. als Knabe in dem Hause seines Vaters häufig gesehen. Staatsr. Dr. Joh. Friedr. Beyersdorff (1796 † 1875) wurde einer der Gründer der „Estonia“ 1821 in Dorpat und war unser Hausarzt. (Alb. ac. 1089). Und Wirkl. Staatsrat Dr. Carl Joh. v. Seidlitz (1798 † 1885) machte sich später als Naturforscher u. Schriftsteller einen Namen (Alb. ac. 1047).

Mittel bei seiner Frau anwandte, wenn sie ihm, was man eine „Gardinenpredigt“ nennt, halten wollte] und sagte ihr im ruhigsten Tone von der Welt:

„Ich bin, wie Sie wissen, schon drei Jahre in Ihrem Hause. Sie sind mir eine zweite Mutter geworden, Sie haben mich Fremden wenigstens nie anders behandelt, als wäre ich Ihr gehorsamster Sohn. Nie — das glauben Sie mir — werden Sie aus meinem Gedächtnis schwinden, und ewig werde ich Ihnen für Ihre mir zuteil gewordene Güte dankbar sein. „Bete und arbeite“ — sagte zu mir meine Mutter und „Was Du nicht willst, das man Dir tu, das füg' auch keinem andern zu“ und Dir wird es wohlgehen. Und sehen Sie, Frau Haeling, es ist mir wohl gegangen und wenn Gott will, so wird es mir auch ferner wohl ergehen. Nun bin ich zu Ihnen gekommen, da ich hier meine Mutter nicht habe, um von Ihnen mir den Segen auszubitten für den neuen Lebensabschnitt, den ich von heute ab betrete. Die Lehren, welche Sie mir heute geben werden, will ich ebenso in Ehren halten, solange ich lebe, wie die meiner lieben Mutter.“

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß Frau Haeling gerührt von diesen seinen Grundsätzen war und ihm ihren Segen erteilte.

Indem wir hiermit diesen lehrreichen und interessanten Lebensabschnitt schließen, wollen wir nur bemerken, daß er selbst als Greis, wenn er von seinem Leben erzählte, am liebsten bei diesen Jugenderinnerungen verweilte. Mag es aus dem Grunde sein, daß uns, je älter wir werden, fast immer die frühesten Jugenderinnerungen näher rücken als die Gegenwart, oder mag es einen besondern Reiz für ihn gehabt haben, durch die Energie, die er in der Jugend entfaltet hatte, auf seine Zuhörer zu wirken. Genug, die Lust des Lebens in der Arbeit lachte ihn fröhlich an, denn „ohne Arbeit“ — sagte er oft — „ist das ganze Erdenleben keinen Schuß Pulver wert.“ — Arbeit und an der Arbeit seine Freude haben, das war und blieb sein Lebenselement.

II.

Gesellen- und Meisterjahre.

(1815—1848).

In der Lebensgeschichte der Menschen finden wir oft die Tatsache wieder, die uns in Erstaunen setzt, daß fast immer Alles anders auskommt, als wir uns die Sache dachten. Immer gelangen wir in ganz andere Kreise, als in die wir nach unserer Voraussetzung hätten hineingelangen sollen. Wir glauben zu schieben und werden geschoben. So erging es auch Falk. Er wollte in die weite, große Welt und blieb in der Heimat. Indessen die ganze Welt ist nur ein Nest, „doch jedes Nest kann eine Welt Dir werden“. Diese Erkenntnis sollte sich auch hier wieder bewahrheiten.

„Ein Jahr nur“ — so erzählt er — „war ich Tischlergesell, da wurde ich aufgefordert Instrumentenmacher (d. h. Pianofortefabrikant) zu werden. „Ein Mann, der Alles kann — so hieß es — kann auch das!“ — Indessen ich wollte nicht, denn ich verdiente als Tischlergesell nach damaligen Begriffen ein „Heidengeld“ — freilich nach meiner nicht ganz gewöhnlichen Methode. Allein man redete mir so zu, daß ich mich endlich entschloß Instrumentenmacher zu werden. War doch, wie man mir sagte, mehr, als das Doppelte dabei zu verdienen.

„Indem ich mir sagte: „Glückt es, was fehlt mir dann? Glückt es nicht, so kann ich zu jeder Zeit zu meiner alten Tätigkeit zurückgreifen. Ich werde es also versuchen, denn verloren ist dabei nichts.“ So denkend, übernahm ich die mir angebotene Stelle eines Gesellen beim Instrumentenmacher Erich, weil dieses Fach — wie Erich selbst meinte — für einen begabten Tischler leicht zu erlernen sei.

„Warum mich Erich gleich in der technischen Abteilung mit 60 Rbl. monatlichem Gehalt anstellte, ist mir noch heute nicht verständlich. Allein es geschah und ich erhielt einen alten Regensburger Flügel mit 5 Octaven Umfang zur Reparatur. Die Claviatur war bezeichnet mit: F. Fis. G. Gis. A. Ais. H. C. Cis. D. Dis. und E.

„Als ich meinen Lehrmeister darauf fragte, was diese Buchstaben zu bedeuten hätten, denn ich hatte keine blasse Ahnung von dem, was mit dieser Bezeichnung zusammenhing, gab er mir die gewünschte Erklärung, indem er sich über meine Wißbegierde und meinen Eifer freute, womit ich gleich anfing diese Weisheit zu erlernen, um wenigstens, wie ich glaubte, doch über das ABC der Instrumentenmacherkunst zu kommen. Es kam aber ganz anders.

„Etwa drei Monate darauf war ich in der technischen Abteilung mit zwei Flügeln soweit vorgekommen, daß man sie nur zu stimmen brauchte. Ich hatte mich also ziemlich schnell eingearbeitet, aber hier wußte ich weder aus noch ein; dennoch dachte ich: auch das mußt du lernen! —

„Mein Lehrmeister aber verstand nichts vom Stimmen und hatte zu diesem Zwecke einen Herrn Forbus engagiert, der Musikunterricht erteilte und nebenbei auch Stimmer war, was ihm zum wenigsten ebenjoviel einbrachte, denn mit dieser Arbeit befaßten sich nur wenige Musiker.

„Forbus kam nun und stimmte das eine Instrument aus dem Größten. Das war eines Nachmittags, wobei ich, statt zu arbeiten, aus Neugierde ihm öfters zusah. Mittlerweile wurde es 8 Uhr Abends und Herr Forbus empfahl sich, um morgen das andere Instrument auf denselben Standpunkt zu bringen. Dabei war mir wiederholt der Gedanke durch den Kopf gegangen: sollte das Stimmen wirklich eine so große Schwierigkeit sein, daß es ein Instrumentenmacher nicht auch erlernen kann? Zu probieren ist doch erlaubt? Dabei kannst du doch gleich sehen, wie weit du kommst? — Ich schob somit, gedacht — getan, das andere Instrument zu dem bereits gestimmten und

fiug so an, Saite für Saite auf die übereinstimmenden Töne zu bringen. Das ging langsam und gelang zuerst ganz und gar nicht und es war dabei mittlerweile 12 Uhr Mitternacht geworden. Ich ließ aber den Mut nicht sinken, sondern schämte mich vor mir selber und fiug die Prozedur wieder von vorne an. Jetzt parierten die Saiten, resp. die Töne schon viel besser und endlich waren beide Flügel auf einem ziemlich gleichen Standpunkt; aber es hatte mir auch die halbe Nacht gekostet, was auch nicht zu bedauern ist, denn wie oft hat man das getan.

Am andern Tage, um 5 Uhr nachm., kam Herr Forbus wieder und wollte das andre Instrument aus dem Größten stimmen. Nachdem er hier und da probiert hatte und doch eine ziemlich gleiche Stimmung fand; nirgends eine grelle Dissonanz bemerkte, wenn er einen Akkord anschlug, so wurde er ganz stutzig.

„Ich habe doch nicht zwei Instrumente gestimmt?“ rief er, sich die Stirne reibend. „Nein!“ war die Antwort meines Lehrmeisters. „Wer hat denn dieses Instrument gestimmt?“ Durch die Frage ganz verlegen gemacht, in der Meinung eine große Konfusion begangen zu haben, antwortete ich — weil man mich doch die halbe Nacht „klimpern“ gehört haben mußte — daß ich versucht hätte zu stimmen.

„Wie haben Sie das gemacht?“ fragte mich ganz erstaunt Herr Forbus.

— Sie nahmen gestern die Stimmgabel — erwiderte ich — und stimmten das A nach der Gabel. —

„Aber die Gabel nahm ich ja mit.“

— Ich habe es aber auch anders angefangen. . . .

„Na nu“ — unterbrach mich Herr Forbus — „Sie haben doch nicht über Nacht etwa eine neue Methode des Stimmens erfunden?“

— Ich stimmte — erwiderte ich verlegen — mein A auf dem ungestimmten nach Ihrem A auf dem gestimmten Instrument. Als ich dieses A glaubte im Tone erhalten zu haben,

ging ich weiter im Diskant und fand schließlich ungefähr dieselbe Höhe, was mich aber konfus machte. Allein ich hatte ja das A gefunden, warum sollte ich nicht auf dieselbe Weise B (oder Ais) finden? Ich machte es also so, wie mit dem A und ging so Ton für Ton im Diskant weiter, und dann links von meinem A im Baß weiter auf Gis, G usw. . . .

„So! Und da waren Sie fertig?“ unterbrach mich der über das ganze Gesicht lächelnde Herr Forbus.

— Ja, das glaubte ich anfangs auch, aber am Ende war es doch nicht so, denn als ich nun mein gestimmtes Instrument mit dem Ihrigen verglich, harmonierten sie nicht.

„Was fingen Sie nun an?“ — und die Wißbegierde des Herrn Forbus, wie auch die Neugierde bei meinem Lehrmeister stieg bis zur Ungeduld, da ich nicht sofort mit der Sprache herausrückte.

Endlich überwand ich meine Scham und antwortete: „Ich wurde über dieses Ergebnis — wie gesagt — konfus, tröstete mich aber mit dem Sprichwort: „wer das Ding nicht weiter kann, der fängt es wieder von vorne an“ — und machte dieselbe Prozedur von A hinauf und hinunter noch einmal. Und siehe da, jetzt harmonierten die beiden Flügel schon besser, nämlich so, wie ungefähr jetzt.“

„Also so haben Sie es gemacht“, jagte Forbus hocheifrig, und nachdem er bald auf dem einen, bald auf dem andern Flügel etliche Akkorde anschlug, wandte er sich zu mir: „Junger Mann, aus Ihnen kann noch ein guter Klavierstimmer werden. Sie haben ein sehr gutes Gehör. Ich würde Ihnen raten Klavierstunden zu nehmen.“

Bei diesen Worten muß er mir wohl die Freude im Gesicht angesehen haben, denn nicht lange besann er sich und sagte weiter: „Ich würde Ihnen sogar selbst den Unterricht erteilen, denn es wäre schade, dieser Fähigkeit nicht zur Geltung zu verhelfen.“

Meine Freude war natürlich unaussprechlich groß, denn so konnte ich doch einst als Instrumentenmacher nicht nur mein

Werk beurteilen, sondern auch hier und da nachhelfen, was ein Stimmer, der nicht Instrumentenmacher ist, nicht kann. Ich dankte ihm daher herzlich für dieses Anerbieten, wenn er sich dieser großen Mühe unterziehen wollte, sich mit mir abzuquälen, da ich wohl etwas alt und die Finger wahrscheinlich schon zu steif seien. Aber Lust, Herr Forbus, habe ich für zehn es zu erlernen.

„Mehr brauchen wir nicht, als Lust und Liebe zur Sache, dann werden Sie schon Alles überwinden, was Ihnen jetzt vielleicht noch unüberwindlich scheint.“

„Sofort wurden die Stunden festgesetzt, denn alle meine Feierabendstunden wollte ich dieser Kunst widmen. Das geschah denn auch. Herr Forbus hatte zuerst nichts weiter mit mir im Sinn, als mir das Stimmen beizubringen. Nach zwei Monaten, oder genauer gesagt, nach 32 Stunden, entließ er mich als vollendeten Stimmer, dem er nichts weiter mehr anzeigen könne.

Dieser Erfolg setzte mich nicht in Erstaunen, denn ich hatte Tag für Tag stark geübt und da es nur zur Feierabendzeit geschehen konnte, gewöhnlich 4, höchstens 5 Stunden zur Nacht geschlafen. Mein Lehrer, von diesem Eifer seines Schülers hingezogen, redete mir nun ein, nicht dabei stehen zu bleiben, sondern Klavierstunden bei ihm zu nehmen. Auch auf diesen Plan ging ich mit Freuden ein, denn Alles ist gut, was man kann.

Nach 7 Monaten, oder genauer gesagt, nach 144 Stunden konnte ich schon zum Tanz spielen. — Was wollte ich mehr? Auch damit kann man nebenbei Geld verdienen — sagte ich mir — und spielte zuweilen des Sonntags am Abend zum Tanz. Viel häufiger indessen stimmte ich an den Sonntagen oft vom Morgen bis zum Abend in verschiedenen Häusern die Klaviere und sah ein, daß man mit dieser letzteren Kunst unvergleichlich mehr Geld verdienen kann, wenn man dabei als Instrumentenmacher zugleich kleine Reparaturen besorgen kann.

Auf diese Weise verging mein erstes Jahr als Instrumentenmacher, wo ich also im Laufe von 9 Monaten das Stimmen und Klavierspielen in 176 Stunden nebenbei erlernt hatte, was

mir im nächsten Jahre hundertfache Zinsen tragen sollte. Für meinen Lehrmeister hatte ich im ersten Jahr 8 Flügel vollendet, d. h. mit der Mechanik, Klaviatur und Saiten zc. versehen und gestimmt.

Im darauf folgenden Jahr 1817 stimmte ich oft 8 bis 9 Instrumente täglich, worüber Forbus die Hände über'n Kopf zusammenschlug und meinte, ich müßte durch diese Einförmigkeit des „Timm—tamm“ im Stimmen verrückt werden; und wenn nicht, gar keine oder sog. eiserne Nerven haben.

Das Letztere muß wohl der Fall gewesen sein, denn ich stimmte darauf los und statt mein Gehör und meinen Verstand zu verlieren, schärfte sich beides immer mehr. Durch das Stimmen allein verdiente ich am Sonntage oft 25—27 Rbl., indem man damals 2 Rbl. 50 Kop. bis 3 Rbl. pro Instrument zahlte. Da ich gleichzeitig — wie gesagt — kleine Reparaturen sofort dabei ausführte, wurde ich den meisten Stimmern vorgezogen und lief selbst meinem Lehrmeister nach einem Jahr den Rang ab.“

Verdiente Fald als Lehrling, wo man vom Meister für die Tagesarbeit in der Regel nichts erhält, durch seine Nebenarbeiten in seinen Freistunden mehr als mancher Gejell im Monat, wie wir gesehen haben, so steigerte sich dieses Verhältnis als Gejell so, daß sein Meister schließlich sein Schuldner wurde. Die Gesichte verhält sich wie folgt:

„Nach Verlauf von zwei Jahren“ — heißt es weiter — „die ich bei dem Herrn Erich zubrachte, war der Letztere, weil ich meine Monatsgage nicht brauchte, da ich nebenbei ebensoviel, wenn nicht mehr verdiente, mir $24 + 60 = 1440$ Rbl. B. Gage schuldig und noch 160 Rbl., welche ich ihm außerdem geliehen hatte, also im Ganzen 1600 Rbl.“

Dieses außergewöhnliche Verhältnis zwang mich früher selbständig zu werden, als es sonst der Fall gewesen wäre, da ich bald einsah, daß so gut wie gar keine Hoffnung vorhanden war, daß Erich mir je die Schuld würde abtragen können, denn Erich gehörte zu den grundguten aber bodenlos leichtsinnigen

Menschen, welche bei allen Geschäften schließlich zu kurz schießen müssen. Ich sah mich daher genötigt zu kündigen und veranlaßte Erich die Amtsmeister zur Prüfung meines Meisterstückes vorzuladen. Es bestand in einem Flügel, wie noch keiner aus der Erichschen Werkstatt hervorgegangen war. Laut Kontrakt aber mußte ich noch 3 Monate bei ihm bleiben, da vierteljährliche Kündigung vorgesehen war, jedoch gegen Bezahlung.“

In den Notizen Falcks finden wir die Angabe, daß er bei seinem Abgange von Erich sich mit allem Früheren rund 4000 Rbl. B. erworben hatte, womit man damals ein Instrumentenbaugehäht begründen konnte. Das lag anfangs nicht in seiner Absicht, denn er wollte nach St. Petersburg reisen und von dort nach London, um sich in seinem Fach noch weiter auszubilden. Allein das Schicksal hatte es anders mit ihm beschloffen. Mag es nun zu seinem Glück gewesen sein oder nicht, daß er zeitlebens in der Heimat blieb, soviel steht fest, für Reval war es kein Unglück. Er hielt sich geschäftlich zunächst für gebunden und eröffnete kurz entschlossen am 4. April 1818 sein eigenes Geschäft als Instrumentenmacher.

Obgleich er im ersten Jahre vorzugsweise Stimmer war und sich mehr mit Reparaturen als mit dem Neubau von Instrumenten beschäftigte, so kam er gerade durch diese Eigenschaften dem estländischen Adel auf dem Lande wie gerufen, der wegen kleiner Reparaturen seine Instrumente der großen Kosten wegen nicht zur Stadt schicken wollte. So kam es, daß er bald auf seinen Reisen in Estland, von einem Gut zum andern, ein gut bezahlter Helfer aus aller musikalischer Not wurde.

Mit sehr viel Liebe gedachte er noch im Alter an diese Zeit der Reisen, an den Aufenthalt auf den Gütern und an deren Bewohner zurück. Man riß sich förmlich um ihn, weil niemand ihn speziell deshalb aus Reval kommen lassen wollte, was selbstredend für jeden Einzelnen viel zu teuer gewesen wäre. So standen oft, während er noch im Gutsgebäude stimmte, Pferde und Equipage eines andern Gutsherrn vor der Thür, um

ihn ohne Zeitverlust weiter zu befördern. Meist fand er schon, bevor er an die Arbeit ging, sein Honorar kouvvertiert auf dem Klavier mit einem Schreiben, für's Erste mit dem Wenigen des Inhalts zufrieden zu sein, aber unter 10 Rbl. war es nie, oft 15—25 Rbl. B.

Auf diese Weise vergingen oft halbe Monate, wo man ihn in Reval nicht sah. Indessen mußte er doch von Zeit zu Zeit, trotz aller Bitten, dieses oder jenes Gut noch zu besuchen, zur Stadt, um seine Kundschaft daselbst nicht zu verlieren, und sein Geschäft, was doch Hauptsache war, durch diese Nebensache nicht ganz zu vernachlässigen.

Sein Ruf als vorzüglicher Klavierstimmer, der alle kleinen anderen Reparaturen am Instrument sofort zurechtstellte, war bald in der ganzen Provinz verbreitet. Kein Wunder, daß sein Geschäft in Reval sich schnell entwickelte und zu blühen begann, aber es bedurfte auch der Aufsicht, der Führung. Wo aber diese hernehmen, wenn man nicht selbst dabei sein kann? — In seiner Werkstatt arbeiteten bereits am Schluß des ersten Jahres vier Gesellen. Fremden Leuten sein Heim zur Verwaltung zu überlassen, ist, wenn auch nicht immer, so doch häufig ein gewagtes Spiel. Er forderte daher seine Mutter, die er herzlich liebte und auch materiell unterstützte, auf, zu ihm zu kommen. Allein sie wollte nicht, sondern übergab ihm — ihrem Lieblingssohn — seine beiden jüngeren Brüder Gustav und Karl, damit er ebenso tüchtige Männer aus ihnen mache, wie er selber einer war, um dadurch den Stolz und die Freude der Mutter an ihren Söhnen zu vermehren. Er nahm seine Brüder natürlich mit Liebe auf und Beide waren einverstanden dasselbe Fach zu erlernen, obgleich auch sie nicht mehr in den Jahren waren, wo man in die Lehre zu gehen pflegt, denn Gustav war nur 4 Jahre und Karl 6 Jahre jünger als Heinrich. Allein sie gehorchten und lernten bei ihm aus. Auch für seine drei Schwestern sorgte er bis zu ihrer Verheiratung. Merkwürdig ist es, daß seine älteste Schwester Marie (geb. 1787 in Baltischport, gest. 1876 in Reval) ihn, wie alle Geschwister überlebte.

„So bergingen 6 Jahre“ — heißt es in seinen Aufzeichnungen — „mein Geschäft vergrößerte sich von Jahr zu Jahr, während das Geschäft meines Lehrmeisters und Schuldners, der vor mir der erste Instrumentenmacher Revals war, rapid im Renommee sank. Als Erich schließlich ganz verarmt starb und seine Hinterbliebenen ihn nicht beerdigen konnten, kam die Witwe zu mir und bat um Rat, was sie machen sollte? Rat ist nicht teuer, aber Tat! Da Sie diese Tat nicht gefunden haben, so werde ich meinen alten Lehrmeister auf meine Kosten mit allen Ehren, die ihm als Meister zukommen, zur letzten Ruhestätte bringen. Dabei zerriß ich vor ihren Augen den Schuldschein von 1600 Rbl. als unbezahlbar.“

So kurz in seinen Entschlüssen war er oft, wo Christenpflicht ihm gebot nobel zu handeln, ohne zu großen oder nachzutragen, wie mancher Andere hier gehandelt hätte. Das war im Jahre 1824.

In diesem Jahre entschloß er sich auch zu heiraten, denn sein Geschäft bedurfte immer mehr der Hausfrau.

„Seit zwei Jahren“ — erzählt er — „arbeitete ich bereits mit 12 Gesellen und 24 Lehrlingen. Ich konnte für die Dauer nicht allein dem Hausstand vorstehen. Meine Mutter wollte nicht sich in ihren alten Tagen damit abplagen, meine drei Schwestern hatten geheiratet. Es blieb mir also nichts übrig, als zu heiraten, da mein Geschäft das Bestreben zeigte sich noch mehr zu vergrößern.“

„Die älteste Tochter meines Hauswirts Nestler vis-à-vis der Nikolaiirche¹ hatte ich oft als Kind auf dem Schoß geschaukelt, wenn ich abends mir etwas Zeit nahm, bei meinem Hauswirt vorzusprechen, wo man mich gerne sah. Jetzt war sie mittlerweile 19 Jahre alt geworden und ich — machen wir es kurz — sprach an und erhielt auch das „Ja-Wort.“ Mit dieser

¹) Bald kaufte später dieses Haus und verkaufte es nach Jahren seinem Freunde, dem Ratsherrn v. Landesen.

meiner Frau Emilie, habe ich bis zu ihrem Ableben (1867) 43 Jahre in glücklicher Ehe gelebt. Sie machte mich reich, sie schenkte mir in den Jahren 1825—48 14 Kinder, von denen mir Gott der Herr 10 zur Erziehung überließ.“

Außerdem erzog er noch 10 Kinder, die er mit seinen Kindern schulen ließ. So erinnere ich mich als 13. Kind dieser Ehe noch dreier Hausgenossen, die wir wie Geschwister liebten. Besonders lieb war mir Nikolai Falsk (ein Sohn meines Onkels Karl) der als Provisor in Petersburg starb.

„Es ging mir“ — erzählt Falsk — „von Anfang an, Gott sei Dank, gut. Zwar hatte ich viel, oft sehr viel zu tun, aber was gemacht werden konnte, wurde gemacht. Mein Grundsatz war und blieb: ein Mann, ein Wort, und wenn es sein mußte, wurde Tag und Nacht gearbeitet. Dabei lebte ich nicht schlecht und bezahlte meine fleißigen Arbeiter gut, so daß meine Weider oft sagten: „das kann nicht lange dauern, er muß ein Schwindler sein, denn er lebt zu großartig und zahlt unsinnige Preise seinen Leuten. Soviel kann sein Geschäft unmöglich abwerfen“, und wie die Reden alle gelautet haben mögen.“

In seinen Notizen finde ich, daß er in den ersten 6 Jahren 22,000 Rbl. B. Reingewinn hatte zurücklegen können. Die Umsatzsumme muß demnach weit in die Hunderttausende gegangen sein. Das veranlaßte ihn ein Grundstück nach dem andern zu kaufen und so wurde er wieder nebenbei etwas Anderes als er war, nämlich Landwirt durch seine Besitzlichkeiten bei Reval. Er erzählt: „Nachdem ich 4 Jahre in der Ehe gelebt hatte, faßte ich den Entschluß Haus- und Grundbesitzer zu werden und kaufte, ohne zu ahnen, was daraus für Folgen für mich entstehen könnten, 1828 das Höschen Luisental in der Dom-Vorstadt Revals.“

Es war nämlich bis zur Einführung der Friedensgerichte 1888 in den baltischen Provinzen, ein eigentümliches Ding, in Reval Grundbesitzer zu werden. Obgleich die Stadt durchaus nicht zu den großen gehört, so hatte sie doch seit uralten Zeiten

den Charakter von zwei Städten, die durch Verwaltung und Gesetze gesondert für sich dastanden.¹

„Obgleich ich“ — lautet sein Bericht weiter — „in der Unterstadt wohnte, wurde ich in der Oberstadt besitzlich. Das nahm man mir sehr übel, denn beide Städte lagen seit uralten Zeiten im Hader, um welchen brüderlichen Zwist ich mich aber garnicht gekümmert hatte. Da ich kein geborener Revalenser, sondern seit 1801 in Wesenberg als Bürger angeschrieben war, mußte ich mich, weil ich Grundbesitzer in der Dom-Vorstadt wurde, umschreiben lassen, d. h. Dom-Bürger werden. Mit meinem Umzug aus der Unterstadt zur Oberstadt wurde ich in den brüderlichen Zwist wider Willen hineingezogen, mußte kämpfen, leiden oder triumphieren, Ambos oder Hammer sein.

Diese Schicksalsfügung schleuderte mich in eine nie gewollte kommunal-politische Tätigkeit. Ich mußte Bürgerämter übernehmen, auf das Wohl der Bürgergemeinde überall scharf bedacht sein. Man machte mich sofort zum Besitzer des Dombogteigerichts. Das raubte mir die besten Geschäftsstunden des Tages. Die Ehre der Bürgerschaft und bald ihr erster Vertreter als Dom-Ältermann zu sein, reizte mich garnicht, denn ich verlor damit sehr viel Zeit und „Zeit war für mich Geld.“ Allein trotz wiederholten Bitten, mich von diesen Ehrenämtern zu befreien, ließ man mich nicht los und so gelangte ich wieder in eine ganz neue Tätigkeit, die mir mein halbes Vermögen gekostet hat.“¹

Von diesem Höfchen Luisenthal (25.000 Qu.-Faden) aus, welches er seine „Goldgrube“ nannte, kaufte er sich in der angrenzenden Bernauschen Vorstadt der Unterstadt, einen Teil der Christintäler und Springtäler und schließlich das Höfchen Dunten an. Er konnte von Luisenthal aus 5 Werst weit über diese seine

¹) Es war dies die Oberstadt, der Dom und die Unterstadt, die alte Hansastadt Reval. Zur Zeit der deutschen Ordensherrschaft wohnte im Schloß der Ordensvogt und in der Nähe der Domkirche, in seinem Palais der Bischof. Diese Oberstadt wird in den Urkunden oft „Akropolis Revalensis“ genannt.

²) Nach der Berechnung des Hrsq. mindestens eine viertel Mill. S.-Rbl.

eigenen Grundstücke die noch jetzt seinen Kindern und deren Erben gehören, gehen, ohne fremden Grund und Boden zu betreten.

Obgleich er nun durch diesen Großgrundbesitz (über 375,000 Du.-Faden) zwischen der Pernauschen und Baltischportischen Vorstadt, wie durch seine Frau und deren große Verwandtschaft der Unterstadt viel näher stand, so konnte er doch jetzt, durch seine Ehrenämter an die Oberstadt gebunden, nicht mehr zurück. Das Leben ist ein Kampf und so mußte er Partei nehmen, obgleich er als veröhnlicher Mensch gerne in Frieden gelebt hätte, allein die Fehde zwischen Ober- und Unterstadt blieb, so lange er lebte, bestehen, war wie ein chronisches Leiden nicht aufzuheben.

„Indessen“ — sagte er — „ich suchte Fühlung und kaufte 1831 in der Unterstadt das alte „Hotel Hamburg“ vis-à-vis meiner früheren Werkstatt in der Nikolaistraße. Es waren das fünf alte Häuser in einem Complex, die ich bald darauf (1842) niederriß und zu einem großen schönen Hause umbaute, wie es noch jetzt zu sehen ist.¹

„Diese vielseitige Tätigkeit, die überall meine Gegenwart und Disposition verlangte, bewogen mich mein blühendes Geschäft als Instrumentenmacher ganz meinem Bruder Gustav zu überlassen, der sich schon seit Jahren als guter Werkführer bei mir bewährt hatte und ohne den ich schon längst nicht mehr das große Geschäft hätte übersehen können, das einen beständigen Leiter verlangte. Allein mein Bruder Gustav starb 1846 und mein Bruder Karl hatte sich längst in Saratow als Instrumentenmacher etabliert. Dieser Fall veranlaßte mich, da ich mich nicht zerreißen konnte, das Geschäft 1850 aufzulösen. Instrumentenmacher, Landwirt, wortführender Ältermann der Dom-Gilde und Vorsitzender der Dom-Steuerverwaltung zugleich zu sein, wurde unmöglich.“

¹) Es gehört jetzt dem Dumaabgeordneten Otto Benecke, dem Schwieger-
sohne des Rats Herrn Aug. v. Husen, dem es mein Vater, zu meinem Leidwesen,
— ich bin nämlich in diesem Hause als einer der Ersten 1845 geboren, —
wenn ich mich nicht sehr irre, für nur 100,000 Silb.-Rbl. in den 60er Jahren
des vorigen Jahrh. verkaufte.

Diesen Posten als wortführender Ältermann der Oberstadt, vergleichbar mit der Stellung eines wortführenden Bürgermeisters der Unterstadt, bekleidete Falck von 1848 bis kurz vor seinem Tode.

„Das unvermeidliche Monument, das seiner Zeit jedem irgend wohlangeesehenen Baltten zu Teil wurde, war — um mit Julius Eckardt zu reden — „daß seine Taten im Dorpater „Inland“ gepriesen wurden.“ Diesem Schicksal konnte auch Falck nicht entgehen. Es sei daher diesem Berichterstatter als Zeitgenossen das Wort hier erteilt. Er sagt nach schon bekannten Daten im Inland Nr. 44 v. 5 Nov. 1858 Folgendes:

„Im Besitz eines durch ausdauernden Fleiß erworbenen Vermögens trat Falck im reiferen Mannesalter aus diesem Beruf (der Instrumentenfabrikation) und widmete sich fortan mit demselben Eifer und derselben Umsicht, die ihm in allen früheren Verhältnissen eine hervorragende Stellung gegeben hatten, dem Feld- und Wiesenbau auf seinen in der Umgebung Revals befindlichen ausgedehnten Besitzungen. — Wenn wir den Grundsatz eines unserer größten Nationalökonomien anerkennen wollen: daß derjenige, welcher es bis zu zwei Grashalmen bringt, wo früher nur einer war, sich um den Staat ein Verdienst erwirbt, so werden wir Falck den Zoll der Bewunderung nicht versagen, nachdem wir uns überzeugt, daß er nicht allein die Erträge seiner Wiesen verdreifacht und vervierfacht, sondern ganze Strecken un-wirthbaren Sandes in grüne und belaubte Fluren und reiche Fruchtäcker verwandelt hat. Man muß in der That erstaunen über die Ausdauer, mit welcher er zum Schutz seines Höfchens Duntten¹ gegen den Flugand kämpfte, der seit Menschen Gedenken zwischen dem Moor von Habers und dem Obern See treibt, von Jahr zu Jahr sein Feld erweiterte, Tausende junger Bäume anpflanzte und sich nicht verdrießen ließ, die Lücken, die der Sandstühm oder die frevelnde Hand des Besenbinders in seine Baumreihen gemacht hatte, durch neue Anpflanzungen zu ersetzen.“ . . .

¹) An der alten Bernauschen Straße, jetzt Duntensche Straße genannt, die zum estnischen Friedhof Rahhumäggi in Römme führt.

Doch genug, wir sehen auch hier wieder, daß Falck ein Mann war, wie der große amerikaniſche Bürger William Pepper-vill, von dem Ralph Waldo Emerson behauptet: man konnte ihn hinſtellen, wo man wollte, er verſtand aus Allem Geld zu machen. — Soviel iſt gewiß, daß Falck auch in dieſem ſeinem neuen Berufe, nicht zu der großen Garde der Landwirthe gehörte, die nur nach alter Väter Weiſe den Boden ausſaugen, die Wälder niederjäheln, kurzum Raubbau treiben, ohne auf Erſatz bedacht zu ſein. Nein, zu dieſen gehörte er nicht, ſondern zu den Pio-nieren der Menſchheit, die mit intelligentem Blick ihren Beruf als vorwärtstrebende Kulturträger auffaſſen und in Anwendung bringen. Als ſolchen haben wir ihn hier kennen gelernt und werden ihn in noch jegensreicherer Weiſe als Vertreter ſeiner Dombürgergemeinde im nächſten Lebensabſchnitt wirken ſehen.

Indem wir hiermit dieſen Lebensabſchnitt abſchließen, rufen wir uns noch einmal ins Gedächtnis zurück, daß unſer Dom-Ältermann — den wir jetzt näher kennen lernen wollen — der Reihe nach: Hutmacher, Müller, Schneider, Schmied, Werkzeugmacher, Kaufmann, Tischler, Pianofortefabrikant war, und jetzt Haus- und Landwirt, Großgrundbeſitzer und erſter Vertreter ſeiner Dombürgergemeinde wurde.

Er hatte mit Kopfen Rubel ſich erſpart. Sodann aus Hunderten ſich Tauſende erworben und wollte ſich nun aus Hunderttauſenden Millionen ſchaffen. Sehen wir zu, ob es ihm gelang. Soviel ſieht feſt, daß er zur Feier ſeiner Silberhochzeit, die mit großem Pomp 1849 gefeiert wurde, ſagen konnte: „Ich habe es jetzt biß zu einer halben Million gebracht und hätte ſicher das Doppelte, wenn in meinen Augen Geld zu haben die Hauptſache für den Menſchen wäre. Nein, Geldanhäufung iſt wertlos, wenn ſie nicht dem Lande wieder zu Gute kommt, das uns für Fleiß und Intelligenz das Geld gegeben hat.“

III.

Als Vertreter der Bürgerschaft der Oberstadt.

(1848—1862).

In dieser Zeit hatte Falck wenigstens drei Mal seine Mitbürger gebeten, ihn, den Geschäftsmann in seinen drei Ehrenämtern zu entlasten, aber vergebens. Immer baten sie ihn, die Last weiter zu tragen, da sie sonst nicht aus nicht ein wüßten, wem sie diese so schwer zu besetzenden Ämter anvertrauen könnten. So kam es, daß er sich immer wieder überreden ließ zu bleiben, da selbst der Zivil-Gouverneur Erz. v. Grünewaldt ihn bat, nicht auf der juridisch festgesetzten Zeit von drei Jahren zu beharren, sondern seine Ehrenämter weiter beizubehalten.

„Damit“ — sagt er — „hatte ich an jedem Tage, den Gott werden ließ — mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage — 4—5 Stunden in der besten Geschäftszeit der Öffentlichkeit zu opfern, ohne irgend einen Nutzen davon zu haben. Der pekuniäre Schaden aber, den mir diese Ehrenämter zufügten, ist geschäftlich gesprochen, unberechenbar. Ich wurde so gezwungen, meine eigenen Geschäfte als Nebenache und die der ganzen Bürgerschaft als Hauptache zu betrachten und es gelang mir, aus einer kleinen und armen Gemeinde eine große und wohlhabende zu machen.“ — Das geschah wie folgt:

„An die Spitze der Bürgerschaft der Oberstadt im J. 1848 gestellt, gelang es meiner Leitung, die anfangs, gegenüber der der Unterstadt kleine Gemeinde zu vergrößern und bald an Kopfszahl zu überflügeln. Einen Stillstand brachte natürlich in die Bevölkerung der Krimkrieg mit sich, wo Reval in Belagerungszustand erklärt und der Hafen durch die Engländer gesperrt war.

Während dieses Krieges von 1853—55, war der nachmalige Statthalter von Polen und General-Feldmarschall Graf Fr.

Kembert v. Berg Kriegs-Gouverneur von Reval und Estland. Er hatte die von Todleben erbaute Kesselbatterie im Meer vor der Westbatterie voreilig sprengen lassen, obgleich die Ingenieure ihm rieten, sie mit Minen von der Westbatterie aus zu versehen, um sie, wenn es den Feinden wirklich gelingen sollte, sie zu befehen, in die Luft zu sprengen. Er hatte dazu befohlen, daß die Willenvorstadt, Körperbahn genannt, die sich hinter der Westbatterie befand, dem Erdboden gleich zu machen sei, und dazu noch ein Teil der Dombvorstadt. Dagegen wagten der Bürgermeister der Unterstadt Baron Girard de Soucanton und der Dom-Ältermann Falck einen andern Vorschlag zu machen: „Es wäre doch besser nach dem Moskauer Vorgange von 1812 diese Willen und Gärten erst dann in Brand zu stecken, wenn es dem Feinde wirklich möglich sein sollte in Ziegelstoppel zu landen und von dort aus nach Reval vorzuschreiten.“ Über dieses Einmischen in Dinge, von denen der „beschränkte Untertanenverstand“ doch unmöglich etwas verstände, erzürnt, befahl der Kriegs-Gouverneur die beiden Herren zu sich und jagte ihnen kurz: „Wenn Sie nicht binnen dreier Tage dafür Sorge tragen, daß die Besitzer der Willen ihre Habseligkeiten anderswo unterbringen, stelle ich Sie wegen Widersetzlichkeit vors Kriegsgericht und lasse Sie erschießen.“

Angenehme Ehre, Vertreter einer Bürgerschaft zu sein, deren Wohl man im Auge behalten soll!?

Es mußte also geschehen, und so wurden denn auch diese Vorstadtteile voreilig und nutzlos dem Erdboden gleich gemacht. Die grollenden Revalenser nannten diesen Kriegs-Gouverneur seitdem nur „Berg-Reiperbanst“.¹

Nach dem Krimkriege traten unter der segensreichen Regierung Alexander II. in ganz Rußland, somit auch in Reval große Umwandlungen ein. Reval hörte auf Festung zu sein. Schon Katharina die Gr. hatte erkannt, daß Reval als Festung nicht zu halten sei. Ihre große Kasernenstadt auf dem Lacksberge

¹) Man vergleiche über diese Körperbahn die reizende Schilderung in Leop. v. Pezolds „Schattentribe aus Nevals Vergangenheit“, Reval 1901.

bei den Leuchttürmen überließ sie, fast im Bau vollendet, dem Verfall. Denn ihre Regierung erkannte, daß der Feind in Baltischport landend und von dort auf Reval weiter marschierend, vom Lacksberge aus die Stadt in wenigen Stunden in einen Schutthaufen verwandeln könne, da die Landseite ganz verteidigungslos dastehe, d. h. man hielt diese Verteidigungslinie, wie später in Libau, strategisch für eine total verfehlte.

Reval als Handelsstadt blühte nun plötzlich auf. Handel und Wandel nahmen rapid zu. Der Import wie der Export vergrößerten sich von Jahr zu Jahr. Hatte Reval vor dem Krimkriege kaum 25,000 Einwohner, so verdoppelte sich diese Zahl bald nach dem Kriege und der Schleifung der Wälle. Besonders seit den 70 er Jahren, als Reval mit der Residenz und Dorpat durch die Eisenbahn verbunden war.

Zu dieser Entwicklung der Stadt trug Falck sehr viel bei. Es ist nicht uninteressant wie er sich dazu äußert:

„Wer sich dieser Zeit noch erinnert“ — sagt er — „wird wissen, in welchem elenden Zustande sich 1855 die Domvorstadt noch befand.“

Diese Vorstadt war damals — sozusagen — ein wahres Dorf. Durch Festungswälle und breite Festungsgräben von der Oberstadt geschieden, stand sie wie ein Achenbrödel da, und hatte nach dem Vorwerk „die Kaze“ genannt, den Hohnnamen „Kazenschwanz“ (estnisch „Kassjabba“) erhalten. Wer durch ihre sog. Straßen fuhr, riskierte, wenn auch nicht sein Leben, so doch jeden Augenblick durch irgend einen in den Weg geworfenen Schutthaufen im Dunkeln unsanft aus dem Fuhrwerk nicht aufs Pflaster, aber in eine Pfütze gesetzt zu werden.“

Selbst die Hauptstraße, die nach Baltischport führt, befand sich, soweit sie zur Oberstadt gehörte, in diesem elenden Zustande. Da sollte, noch vor dem Krimkriege, ein Ereignis Wandlung schaffen, von dem die Aufzeichnungen berichten:

„Im Sommer 1849 wollte es der Zufall, daß die damalige Thronfolgerin und spätere Kaiserin Maria Alexandrowna,

geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt, Gemahlin Alexanders II., sich in Katharimental bei Reval aufhielt. Sie beabsichtigte den damaligen allmächtigen Minister unter Kaiser Nikolai I., den Grafen Alexander Wendendorff auf seinem sehenswerten Schloß Fall mit ihrem allergnädigsten Besuch zu beehren.

„Um nun zu dieser an landschaftlichen Reizen einzig dastehenden Perle Estlands zu gelangen,¹ mußte von Reval aus die Baltischportsche Straße benutzt werden. In Folge der Anwesenheit der kaiserlichen Hohheiten, mußte sich der damalige General-Gouverneur der baltischen Provinzen Fürst Suworow in Reval aufhalten. Nachdem er zu seinem nicht geringen Schrecken den Weg, welchen die Hohen Herrschaften von Schloß Katharimental bis Schloß Fall zu durchfahren hatten, 14 Tage zuvor besichtigt, ließ er die beiden Bürgermeister Revals zu sich kommen, lenkte deren Aufmerksamkeit auf den elenden Zustand der Baltischportschen Straße und drang sofort auf die Ausbesserung, wenn die Stadt nicht in Allerhöchste Ungnade fallen solle.

„Leider sind wir nicht imstande in der Domborstadt ein Wort mitreden zu können“, war die Antwort.

„Wer denn? Ich sage Ihnen, alle Straßen Revals sind in einem elenden Zustand, das Pflaster holprig, voller Staub bei Sonnenschein und Schmutz bei Regenwetter, soweit ich sie kennen gelernt habe.“

Der wortführende Bürgermeister Dr. G. v. Bunge wagte darauf in seiner Gegenrede ungefähr das Gegenteil zu erwidern, nämlich, daß die Straßen der Unterstadt garnicht so schlecht seien, soweit er sie in Augenschein genommen habe.

Da verlor der Fürst die Geduld. „Was, nicht schlecht?! Es scheint mir, trotz der Brille, die Sie tragen, umsonst gewesen zu sein, daß Sie die Straßen in Augenschein genommen haben, ich aber sage Ihnen, sie sind schlecht und müssen sofort von Schloß Katharimental bis zur Baltischportschen Chaussee in Ord-

¹) Vgl. darüber das Nähere in W. Stavenhagens „Album baltischer Ansichten“ Band Estland, Schloß Fall.

nung gebracht werden. In welche peinliche Verlegenheit haben Sie mich, Ihren Generalgouverneur gebracht, der Weg, besonders die Baltischportsche Straße, spottet jeder Beschreibung.“

„Ew. Durchlaucht mögen da vollständig Recht haben, aber in der Baltischportschen Vorstadt haben wir — wie gesagt — Nichts zu sagen; denn bald hinter der Süsternpforte hören unsre Grenzen auf und beginnen die des Doms.“

Die Einteilung aus alten historischen Zeiten in Ober- und Unterstadt, oder Dom und Stadt in Reval, war dem Fürsten unbekannt und unwillig fragte er:

„Was ist das? Wer? Was ist Dom? . . An wen hat man sich da zu wenden, wenn Sie in jenem Teil der Stadt Nichts zu sagen haben?“

„An den Ältermann der Domgilde Falk“, war die Antwort Bunges.

Der zweite Bürgermeister Baron Girard de Soucanton ward nun sofort von dem Fürsten beauftragt, mich zu holen.

Er fand mich zufällig zu Hause und so fuhren wir zum Fürsten, wobei er mir unterwegs von dem bereits Erzählten Mitteilung machte und schließlich jagte: „Wir haben unsern Teil erhalten, jetzt bereiten Sie sich vor, die zweite verbesserte Auflage in Empfang zu nehmen.“

Gefast trat ich ein, doch wen ich nicht vorfand, war der Generalgouverneur, der mich hatte rufen lassen. Er war mittlerweile nach Katharinental zur Thronfolgerin befohlen worden, hatte mir aber den Bescheid hinterlassen, ihn morgen um 8 Uhr früh aufzusuchen.

Am andern Tage, wie befohlen, ließ ich mich melden. Sofort ließ er mich zu sich kommen, doch traf ich ihn nicht allein. Der Polizeimeister Oberst v. Wolff war schon von 7 Uhr an bei ihm und war über mich ausgeforscht worden, wie ich später von diesem, meinem lieben Freunde erfuhr.

Er blieb zugegen, als der Fürst mir dieselbe Vorlesung von den schlechten Straßen Revals zu halten anfang. Infolge-

dessen war ich einmal so frei, seine Rede mit einem „Entschuldigen Ew. Durchlaucht“ zu unterbrechen. Da kam ich aber schlecht weg: „Sie warten! Ich rede!“

So bekam ich denn dieselben Vorwürfe allein zu hören, jedoch mit folgendem veröhnenden Schluß: „Sie sind mir aber von einer sehr guten Seite als ein Mann der That empfohlen worden und deshalb hoffe ich auch, daß Sie Alles nach meinem Wunsch und Willen in Ausführung bringen werden.“

Ich wandte dagegen ein, daß keine Mittel vorhanden seien; die Domgemeinde wäre zu arm; er aber ließ mich nicht ausreden, sondern erwiederte:

„Mittel?! — Stellen Sie die Kosten mir nur vor; ich werde die Angelegenheit bestätigen. Die Mittel müssen beschafft werden. Ich erwarte Einige von der Kaiserlichen Familie mit vielen der höchsten Spitzen des Staates in der kürzesten Zeit in Reval und so müssen die Wege schleunigst in Ordnung gebracht werden, es koste, was es wolle! Denn wir sind sonst verloren und die Allerhöchste Ungnade fällt auf die Stadt! Sie wissen also jetzt genau, was Sie zu tun haben.“

Mit diesen Worten entließ mich der Fürst und ich wußte als erster Repräsentant meiner armen Domgemeinde nicht, was ich anfangen sollte. Hätt er gesagt, er wolle die Unkosten bezahlen, „es koste, was es wolle“, dann brauchte er die Unkosten nicht noch zu bestätigen, aber wo nichts ist, wie bei meiner armen Gemeinde, da hat selbst der Kaiser sein Recht verloren. Indessen als Mensch dankte ich dem Schöpfer mir Gaben und Mittel gegeben zu haben, um aus eigener Tasche die Angelegenheit zur Ausführung zu bringen.

Gedacht, getan; ich fing denn auch am andern Tage an, den furchtbaren Schmutz, der sich auf der großen Baltischportischen Straße seit Jahren angesammelt hatte, fortzuführen. So arbeitete ich mit 22 Menschen und 10 Pferden 9 Tage lang von morgens früh bis abends spät in der besten Heumachezeit mit meinen Leuten. — Abgesehen davon, daß ich mir dadurch als Geschäftsz-

mann, den allergrößten Verlust selbst zufügte, kostete mich die Ehre meiner Gemeinde, damit die Hohe Kaiserliche Familie wie auf einem Parquett, während 10 Minuten mit dem Courierzuge auf der großen Baltischportschen Straße fahren konnte, schlecht gerechnet 300 Rbl.¹

Das Merkwürdigste aber an der Sache war, daß weder der General-Gouverneur, noch der Polizeimeister Zeit fanden, sich um diese wichtige Angelegenheit weiter zu kümmern. Wahrscheinlich hatte der General-Gouverneur bis dahin auf mich gewartet, glaubend, ich hätte das Geld zum Bezahlen ausfindig gemacht, zu dessen Bestätigung ich seiner gebraucht hätte. —

Am 9. Tage der Arbeit, nach Schluß derselben, abends um 10 Uhr kam ich matt nach Hause, wo man mich von 6 Uhr früh nicht gesehen hatte. Selbst meine Frau, — wie fast immer bei meinen Taten, — hatte keine Ahnung von meinem Tun und Lassen auf der großen Baltischportschen Straße, denn wer kennt nicht die Sprache der Frauen, wenn man für Fremde, resp. für die Doffentlichkeit, Geld und Zeit hingibt, und meine von mir innig geliebte Frau bildete in dieser Beziehung keine Ausnahme.

Meine Frau empfing mich ganz trostlos, denn ich war im Verlauf dieses Tages drei Mal von der Polizei gesucht, aber nicht vorgefunden worden. Der Polizeimeister selbst war zwei Mal vergebens bei mir gewesen und hatte schließlich folgende Mitteilung meiner Frau hinterlassen:

„Sagen Sie Ihrem Gemahl, daß die Kaiserliche Familie nebst Gefolge morgen früh um 10 Uhr nach Schloß Fall fährt und daß der General-Gouverneur befohlen hat, die ganze Nacht zu arbeiten, damit die große Baltischportsche Straße bis morgen befahrbar ist. Fünfzig Pferde und 500 Menschen soll Ihr Gemahl annehmen und positiv die Aufgabe lösen. Es koste, was es wolle.“ —

¹) Nach heutiger Rechnung mindestens das Vierfache und das gilt für alle übrigen Angaben, wo Alles enorm sich verteuert hat. D. S.

Als ich diesen merkwürdigen Auftrag hörte und meine Frau bittere Tränen vergoß, daß ich diesen schrecklichen Posten auf dem Dom angenommen hatte, sah ich wohl ein, daß hier der klügste Mann im Augenblick ohne meine Arbeiten, ratlos dagestanden hätte.

Vor allen Dingen beruhigte ich meine Frau und sagte: Die Herren glauben wohl, ich kann hexen, aber das kann ich nicht. Indessen beruhige Dich, das Unmögliche ist doch möglich geworden, aber nicht so, wie diese Herren sich die Sache vorstellen. Nachdem ich mich gestärkt, legte ich mich zur größten Bewunderung meiner Frau zur Ruhe hin. Um 1 Uhr nachts aber stand ich wieder auf und ging zu Fuß zu meinen Leuten, welche auf meinen Besitzungen in Luisental, Springtal und Dunten wohnten, weckte sie und teilte ihnen den strengen Befehl unserer Obrigkeit mit. So ermüdet sie waren, folgten sie meiner Aufforderung. Um 4 Uhr früh waren sie alle auf dem Plage und das Walzen des Weges begann mit allen meinen Pferden, während die Fußleute noch die Gräben reinigten.

Gegen 11 Uhr war ich fertig, da kam auch bereits der Polizeimeister angefahren und meldete, daß der Kaiserl. Courierzug im Anzuge sei. Pferde, Wagen, Walzen, Arbeiter wurden nun in der Geschwindigkeit in die benachbarten Höfe und Seitengassen geschafft. Nach 10 Minuten war Alles still auf der großen Baltischportschen Straße, die ameisenartige Tätigkeit war verschwunden. Und nach abermals 10 Minuten fuhr der Kaiserl. Courierzug, der Fürst voran, an uns vorüber.

Wohl niemand von den Hohen Herrschaften hätte es ahnen können, daß noch vor 20 Minuten an der Straße gearbeitet worden war.

Nach einer kleinen Weile kam der Polizeimeister zurück. Er hatte den kaiserlichen Zug bis zur Stadtgrenze begleitet. Von einer großen Sorge befreit, fing er nun zu fragen an:

„Lieber Ältermann, sagen Sie mir, wie haben Sie das Alles in 12 Stunden möglich gemacht? Seine Durchlaucht, der

Fürst selbst meint: Sie hätten ein Wunder in der Wegebaukunst vollführt. Er hat mir befohlen, ihm den Hergang ganz genau zu berichten, wie Sie das Alles haben in 12 Stunden herstellen können? Von Ihnen — sagte er — könnte der Minister der Wegekommunikation etwas lernen.

Ich erzählte nun den Hergang meinem Polizeimeister, daß auch dieses Wunder wie alle Wunder ohne Wunder zu Stande gekommen wäre, doch um das „es mag kosten, was es wolle“ bekümmerte sich weiter kein Mensch. Es hatte das ein Privatmann gegeben und weil er es gab, so muß er es auch gewiß überflüssig gehabt haben und damit war die Angelegenheit erledigt.“ —

Das war also der Dank für den Mann der Tat, der die „Allerhöchste Ungnade von der Stadt“ abgewendet hatte!

Indessen Falck hatte doch wieder etwas nebenbei gelernt; wie man mit verhältnismäßig geringen Mitteln Bedeutendes leisten kann, und dankte so im Stillen dem Fürsten Suworow ihn von ungefähr auf eine Bahn der Tätigkeit gelenkt zu haben, die die Oberstadt so nötig hatte, wie wir sehen werden.

Mit dem General-Gouverneur Fürst Suworow sollte er 1849 noch einmal zusammen treffen. Es war am Geburtstage der Kaiserin, der Gemahlin Nikolai I.

Es war befohlen worden, daß sich zur Cour an diesem Tage, sämtliche Militär- und Zivilbeamten höheren Ranges und Amtes im Ritterhause einzufinden hätten. Unter ihnen auch die Vertreter der Bürgerschaft der Ober- und Unterstadt.

„Endlich erschien der Fürst in Begleitung Sr. Erz. des Zivil-Gouverneurs v. Grünewaldt. Nachdem er den allgemeinen Gruß mit seinem Gegengruß erwidert hatte, suchte sein Blick mich zu entdecken; und zum allgemeinen Erstaunen, kam er, nachdem er einige flüchtige Worte mit dem Vize-Gouverneur und dem General-Superintendenten gewechselt hatte, auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre Tat, denn ich muß gestehen, daß ich auf der Baltischportschen Straße wie auf einem Parquett gefahren bin.“

Der Zivil-Gouverneur hatte die Worte nicht vernommen und wußte auch nichts vom Vorgefallenen, fürchtete der Fürst hätte sich versehen und wollte mich vorstellen, bekam aber vom Fürsten die Antwort: „Bitte, wir sind schon bekannt“ und dabei drückte er mir nochmals die Hand und ließ sich jetzt erst, der Reihe nach die höchsten Spitzen des Gouvernements vorstellen, soweit er sie noch nicht kannte.“

Fürst Suworow, unser bester General-Gouverneur, den wir je in den baltischen Provinzen gehabt haben, bewies durch diese außergewöhnliche Handlung bei der Cour, daß er die Männer der Tat, wie Falck, vor den mit Sternen und Orden besetzten Staatsdienern zu erheben verstand, da selbst der Zivil-Gouverneur Erz. v. Grünwaldt, am andern Tage unseren Falck bat, seine Bekanntschaft mit dem Fürsten ihm zu erzählen. Das Beste aber ist, wie wir sehen werden, daß diese beiden Männer in der Tat „gute Freunde“ wurden.

Obiger Vorgang von 1849 veranlaßte nun Falck auch 1856, wo Reval aufhörte Festung zu sein, seine große Tätigkeit als Mann der Tat zu entfalten.

Die lange Festungsbrücke, welche die Oberstadt mit einem Festungsvorwerk, der Wismar-Schanze und von da mit dem Platz, wo jetzt die Karlskirche steht, verband, war teilweise versaut und somit unbefahrbar geworden. Sie blieb von 1856 an nur noch für Fußgänger gangbar.

Indem dieser Fahrweg gesperrt wurde, blieb nur ein Fahrweg, der sog. „Lange Domberg“ nach, der von der Unterstadt zur Oberstadt führt. Denn der „Kurze Domberg“ oder richtiger „Domtreppengang“, der von der Nikolaistraße zur Oberstadt führt, ist nur für Fußgänger hergerichtet. Beide Zugänge sind durch Tore noch gegenwärtig zu sperren und heute noch ist der „Lange Domberg“ eine gefährliche Passage für den Wagenverkehr.

„Um nun diesem fühlbaren Übelstande abzuhelpen“ — heißt es in den Aufzeichnungen — „hatte der Gouverneur von

Grünwaldt, wie der Kommandant der gewesenen Festung Revals, General v. Salza, höheren Orts in St. Petersburg darum gebeten, eine neue Brücke bauen zu lassen. Bevor man aber dazu die Bewilligung geben wollte, schickte man aus der Residenz Kronzingenieure nach Reval, welche den Bau der Brücke auf die enorme Summe von 22,000 Rbl. Silber veranschlagten.

Diesen Kostenschlag fand der Ministerrat in der Residenz zu hoch und schlug somit das Gesuch ab. Indessen etwas mußte doch geschehen und um der Sache ein Ende zu machen, resp. sich die Sorge vom Halse zu schaffen, machte man — was billiger war — schließlich die Domfestungswerke der Domgilde zum Geschenk, denn für aufgegebene Festungen hat der Staat kein Geld. —

Für die arme Domgilde wurde aber dieses Geschenk erst recht eine Last, denn ein Fahrweg mußte zur Oberstadt geschaffen werden, aber wie soll man das machen ohne Geld? Die Bürgergemeinde wußte weder aus noch ein, da sich Alle für dieses kostspielige Geschäft mit sehr viel Arbeit bestens bedankten. Da war guter Rat sehr teuer, wenn man nicht zur Tat mit bezahlter Arbeit schreiten konnte. In dieser meiner Not, als die verantwortliche Persönlichkeit der Dombürgerchaft, ging ich im Oktober 1856 zum Gouverneur von Grünwaldt, wie auch zum Kommandanten General v. Salza und machte den Herren den Vorschlag, den Wall beim „Langen Hermann“ zu durchbrechen, um auf diese Weise eine direkte Verbindung in gerader Linie mit der Baltischportschen Straße herstellen zu können.

Den Herren gefiel dieser Plan, doch „Womit?“ — war die große Frage.

— Mit Geld! lautete meine Antwort.

„Aber wo hernehmen?“ fragten sie Beide.

— Wenn nicht anders, so aus meiner Tasche, aber gemacht muß der Weg werden, denn wir dürfen doch nicht unsre Vorstadt ohne Fahrweg zur Oberstadt lassen. —

Die beiden Herren wollten nun ebenfalls das Ihrige dazu tun und versprachen Arbeiter zu stellen. Das sollten die für

Sibirien reifen Verbrecher sein, die im Schloßgefängnis als Arrestanten saßen. Dazu wollte General v. Salza noch 50 Mann Soldaten mit Schubkarren und Schaufeln nebst Brechstangen liefern, denen ich 2 Kop. zu 1 Pfd. Brot pro Mann täglich geben sollte. „Gut,“ sagte ich. — „Doch wann wollen Sie anfangen?“ fragten sie.

— Morgen! sagte ich. —

„Schon morgen?“

— Ja morgen, meine Herren, denn was notwendig ist, muß schnell geschehen, oder es ist nie notwendig gewesen. —

Von der Wichtigkeit dieser Erkenntnis überzeugt, wurden mir auch richtig 20 Arrestanten und 50 Mann Soldaten zur Arbeit zugeschiedt. Aber es war keine Freude mit diesen Leuten zu arbeiten, weil weder die Soldaten mit den Arrestanten, geschweige denn die freien Arbeiter mit beiden zusammen arbeiten wollten. Ich sah mich also genötigt, schon nach drei Tagen die Arrestanten nebst den Soldaten dem Gouverneur wie dem Kommandanten zurückzustellen.

Darüber waren die Herren sehr erstaunt und glaubten, ich würde den gewollten Übergang über den 200 Fuß tiefen und 500 Fuß breiten Wallgraben mit meiner jetzt nur halben Arbeitskraft in diesem Jahre nicht fertigstellen. Besonders weil wir uns im Oktober schon in vorgerückter Jahreszeit befanden, die Tage also kurz und zum Teil regnerisch waren. Trotzdem erklärte ich den Herren, in 30 Tagen den Übergang fertig zu stellen. —

„Unmöglich! Sie scherzen!“ sagte der General v. Salza.

— Ich scherze nicht. —

„Herr Altermann“ — sagte darauf der General — „ich wette so hoch Sie wollen, daß Sie mit dieser geringen Arbeitskraft in diesem Jahre den Übergang nicht fertigstellen können.“

— Gut! Die Wette soll der Preis der Unkosten sein, die Sie Herr Kommandant zu zahlen haben, wenn ich in 30 Tagen von heute an gerechnet, den Übergang dennoch fertig stelle. In dessen halte ich das Wetten für frivol und mache Ihnen daher

einen andern Vorschlag. Gewinne ich, so verpflichte ich Sie auf Ihre Kosten einen zweiten Weg — wie, das ist Ihre Sache — in der entgegengesetzten Richtung vom „Rief in de Röl“-Turm zum Schmiedepforten-Marktplatz zu schaffen. Auf diese Weise haben dann die Revalenser für unser Geld gleich zwei Straßen.

„Großartig fein erdacht, Herr Ältermann, die Wette gilt!“ Denn der General v. Salza, wie auch der Gouverneur zweifelten nicht daran, daß ich die Wette verlieren würde, weil nach ihren Begriffen in 30 Tagen eine Überfahrt zu schaffen unmöglich sei.

Doch längt vor dem Termin — am 18. Nov. 1856 — war der Weg soweit fertiggestellt, daß man ruhig hinüber fahren konnte. —

Am genannten Tage erschienen nun die beiden Herren, um sich das Wunder anzusehen, was sie für unmöglich gehalten hatten und das doch möglich geworden war. Zu diesem Zweck stand meine große Kalesche mit zwei Pferden bespannt auf dem Plage, um die Herren hinab und dann wieder hinauf zu fahren. Ich forderte nun den Chef des Gouvernements Erz. v. Grünewaldt auf, die Fahrt zu eröffnen. Indessen allein wollte er nicht fahren. Er meinte, die Last wäre zu leicht und da der Landrat v. Fock auch hinzugekommen war, so einigten wir uns und fuhren: der Gouverneur, der Kommandant, der Landrat und ich den Berg bis zur Ballischportschen Straße abwärts und dann wieder zurück.

Als das geschah, war es gerade ein Uhr mittags. Meinen Arbeitern hatte ich versprochen 10 Stof Branntwein zum Besten zu geben, wenn sie mir beweisen würden, daß sie wie Männer zu arbeiten verstehen, aber in 4 Wochen muß ich hinüberfahren können. Sie hatten nun soeben diese 10 Stof Schnaps erhalten und als wir den Berg ab- und aufwärts fuhren, wollte das Hurrahrufen kein Ende nehmen!

Beide Teile, meine Arbeiter und ich, waren froh, denn wir hatten gezeigt, was man kann, wenn man will; und „der Mensch kann viel, wenn er will“, bleibt eine alte Wahrheit.

Zur Feier des Tages schickte ich nun meine Leute nach Hause, bezahlte sie aber für den ganzen Tag.

Andererseits ließ sich aber der Gouverneur nicht nehmen, uns drei zu sich zum Diner einzuladen, bei welcher Gelegenheit der Weg auf seinen Wunsch „Falkensteg“ getauft wurde, welchen Namen er noch heute führt.

„Ich hätte 1000 Rbl. gegen 1 gewettet“, — sagte der Kommandant v. Salza in seiner Tischrede, — daß unser lieber Dom-Ältermann unmöglich in 4 Wochen die Überfahrt fertig stellen könne, ja mich selbst verwettet, und nun habe ich doch die Wette verloren. Es bleibt mir also nichts übrig als dem lehrreichen Beispiele zu folgen und in der entgegengesetzten Richtung, — der Wette gemäß — den Wall zu stürzen“.

Und in der That, Kommandant General v. Salza löste seine Wette ein. Er stürzte den Wall bei dem „Kirk in de Köt“ in der Richtung zur großen Rosenfranzstraße. Der Weg führt in Knieform durch die Schmiedepforten Anlage und wird der „Kommandanten-Weg“ genannt; an seinem Fuße auf dem Marktplatz steht jetzt das Denkmal Peter des Großen. Wie weit General v. Salza sich dabei in Kosten stürzte, weiß ich nicht. Ebenso wenig, ob von ihm auch die Anlagen gegenüber dem „Kirk in de Köt“ herrühren. Doch er war ein Mann der That und somit Ruhm und Ehre seinem Andenken.“

Der neue Weg, den Falck anlegte, nahm selbstredend noch jahrelange Arbeit für sich in Anspruch. Er hatte nur deshalb im Spätherbst 1856 diese Arbeit unternommen, um eine notdürftige Fahrverbindung zwischen der Hochstadt und ihrer Vorstadt herzustellen. Er berichtet darüber wie folgt:

„Den ganzen November 1856 hindurch ließ ich noch arbeiten, so daß der Weg ziemlich fahrbar wurde; dann stellte ich die Arbeit ein, um sie im nächsten Frühjahr wieder aufzunehmen. Der Weg mußte so breit werden, wie die große Baltischportsche Straße und somit hatte ich eine noch viel größere und schwierigere Füllung des Wallgrabens vor mir, als es bisher geschehen war. Außerdem mußte zu beiden Seiten der Straße joviel Raum

hinzugenommen werden, um sie mit Alleen und Barrieren versehen zu können. Ferner mußte eine große Mauer und eine Bergauffahrt zum Kronsmagazin am „Langen Hermann“, vom Schloßgarten aus, aufgeführt werden. Schließlich die alte „Schweden-Bastion“ gegenüber dem „Langen Hermann“, zwischen welchen der neue Weg eine Strecke weit sich hinzieht, in eine Gartenanlage umgewandelt werden. Dieselbe wurde mit tausenden von Bäumen und Sträuchern bepflanzt, zwischen denen sich über Hügel und durch Täler die Wege für die Fußgänger zogen. Das kostete Alles viel Zeit, viel Arbeit, viel Geld und verlangte mein Dabeisein, während welcher Zeit ich das zehnfache hätte verdienen können, wenn ich meinen Geschäften nachgegangen wäre. Es fand sich aber Niemand, dem ich die Anordnung der Arbeiten anvertrauen konnte, denn wer hat Zeit für die Öffentlichkeit umsonst zu arbeiten? Ich mußte zugegen sein, wenn die Arbeiten nicht verkehrt gemacht werden sollten. So gingen merkwürdiger Weise fast alle Bäume aus, welche ich nicht mit meinen Händen in die Erde steckte. Mehr als die Hälfte eines jeden Tages, den Gott werden ließ, gehörte somit der Öffentlichkeit an und was für mich und die Meinigen vom Tage übrig blieb, lag weit ab von der Zeit, wo man etwas verdienen kann“.

Schließen wir diese, für die Bewohner der Dom-Vorstadt und die umliegenden Güter, neues Leben und Wandel schaffende Angelegenheit, mit der Rechnung Falcks.

In seinem Kassabuch finden wir nur die erstaunlich kleine Summe von 4500 Rbl., welche er für den „Falckensteg“ nebst Anlage verausgabte haben will. Das läßt sich vielleicht so erklären, daß er die Bäume zum Teil seiner Baumschule in Luisental entnahm, und Sträucher und Bäume wurden auch von verschiedenen Gärtnern geschenkt, doch mußte er sie abholen lassen, wobei er, wie überhaupt, die Arbeit seiner Pferdeknechte und Leute nicht in Rechnung brachte, geschweige denn seine eigene Tätigkeit, welche fast unberechenbar war, aber dennoch auf sein eigenes Verlustkonto gebracht werden muß. Ziehen wir dieses in Betracht, so kommen wir auf eine viel höhere Summe, vielleicht auf das

Doppelte der oben genannten 4500 Rbl., welche ihn der Falkensteineg nebst Anlage kostete.

Diese Arbeit war noch lange nicht beendet, als man 1858 seine Tätigkeit bereits für einen noch größeren Straßenbau in Anspruch nahm. Die lange hölzerne Festungsbrücke, welche die Oberstadt mit der Pernauschen Vorstadt verbindet, mußte abgerissen werden und konnte höchstens als Brennholz Verwendung finden. Die Gemeinde stimmte dafür, die Brücke an den Meistbietenden zu verkaufen, wobei nur der Spekulant gewonnen hätte. Nicht so Falk. Er jagte:

„Wir müssen für das Dom-Armenhaus Holz kaufen. Für dieses Geld können wir selbst die Brücke abbrechen und so für eine Reihe von Jahren die Armen mit Brennholz versehen. Dabei bleibt der Vorteil auf Seiten der Gemeinde und brauchen die Armen nicht so sparjam wie früher bei der Heizung ihrer Räume zu sein. Das wollte man nicht einsehen. Dann übernehme ich das Abbrechen der Brücke auf meine Kosten, um der Gemeinde zu beweisen, daß man nicht dabei zu kurz schießt. — Damit war die Gemeinde einverstanden, das Risiko auf meine Schultern zu wälzen. Das Resultat war ein großartiges, denn wir wissen, daß die Kroningenieure 22,000 Rbl. S. für das Abreißen und den Umbau der Brücke verlangten. Das Dom-Armen- und Waisenhaus war nicht nur für eine Reihe von Jahren mit Brennholz versorgt, sondern aus Mangel an Raum mußte noch ein großer Teil des Vorrats verkauft werden. Somit kostete nicht nur der Abbruch der Brücke, sondern auch das Holz der Domgemeinde nichts. Der Verkauf machte alle Unkosten bezahlt.“ —

„Darauf besann ich mich nicht lange und begann den zweiten noch größeren Straßenbau, fast in der Richtung der ehemaligen Brücke. Zu diesem Zweck mußte das große Festungstor und die beiden sich diesem anschließenden Festungswälle der Oberstadt abgetragen werden. Ferner die sämtlichen Wälle auf dem Bortwerk, wo man auf mehreren Stellen auf unseren Kalksteinfelseln stieß. Die Arbeit war notwendig, um die Bewohner der

Domvorstadt, die um den Antonisberg herum wohnten, wieder mit der Oberstadt zu verbinden.

Dabei waren die beiden Teile der Domvorstadt, an der Baltischportschen Straße und am Antonisberge, durch Wiesen und Kohlgärten und einen unheimlichen Teich, Färberteich genannt, auf dem jetzt zum Teil „Falks Park“ steht, von einander geschieden. Sie zu einer Einheit zusammenzuziehen war mein Bestreben, um so mehr Sinn für gemeinsame Verantwortung und Ordnungsliebe bei meinen Mitbürgern zu erwecken.“

Wir können sagen, es gelang ihm, denn die beiden Domvorstadtsteile sind nicht mehr durch Wiesen und Kohlgärten von einander geschieden.¹ Auch der Gegend um den Färberteich nahm er den unheimlichen Charakter, indem er daselbst — wie gejagt — „Falks Park“ anlegte und der Domgilde überließ. Das Alles wie auch die Kastanienalleen vom Falkenstein bis zur Karlskirche und von seinem Hause bis nach Falks Park entstanden in der Zeit von 1856 bis 68.

Es erübrigt hier nur zu sagen, daß alle diese Umschöpfungen der Domgemeinde so gut wie nichts kosteten.

Im J. 1861 war die „große Falken-Straße“, wie sie auf der Schmidtschen Karte verzeichnet steht, oder wie sie jetzt heißt, die Karlstraße, soweit vollendet, daß man sie benutzen konnte. Die Füllung, resp. die Anlage des Fahrweges kostete allein 12,000 Rbl. S. Zu dieser Deckung gab die Domgilde die Hälfte des Geldes her, aber wie? Darüber findet sich in seinen Aufzeichnungen Folgendes:

„Alle diese Straßen und Anlagen haben den Haus- und Grundbesitzern der Domvorstadt keinen Kopfen mehr gekostet, als wenn sie nicht da wären. — Nicht genug, ich ließ auch einen Teil der

¹) Durch den Schreiber dieser Zeilen ist da ein neuer Stadtteil entstanden, der im Sinne seines Vaters auf Luisentaler Grunde von der Alimannstraße bis zur Karlskirche die Luisentaler Straße anlegte, worauf Häuser rechts und links erbaut wurden. Viel trug auch zur Belebung dieser Gegend das große steinerne Haus bei, das der alte Herr auf der Höhe von Luisental erbaute und das jetzt dem Deutschen Verein gehört, in welchem fast alle deutschen Schulen des Vereins untergebracht werden konnten.

großen Baltischportischen Straße, wie den kleinen Marktplatz am Fuße des Antonisberges zur Pernauschen Straße hin pflastern; und auch diese Pflasterung kostete den Hausbesitzern nichts, obgleich dafür 6,400 Rbl. S. verausgabt wurden.“

Dieses Rätsel löst er wie folgt:

„Im J. 1860 war es, als der Generalgouverneur Fürst Suworow wieder in Reval war. Eines schönen Tages machte es sich, daß er mit dem Regierungsrat v. Guldenslubbe um die Stadt und so auch bei meinen neuen Straßen und Anlagen des Weges dahinfuhr. Die Neuheit dieser Unternehmungen war noch sehr sichtbar, so daß er sich nicht nehmen ließ seinen Begleiter zu fragen, warum die Stadtverwaltung das Alles jetzt für notwendig befunden hatte zu machen? Er mochte wahrscheinlich dabei an Riga denken, wo durch die Abtragung der Wälle neues Leben in die alte Stadt gebracht wurde.“

Als er darauf durch den Regierungsrat meinen Namen hörte, war er etwas erstaunt und soll gesagt haben: Falsch? Der Name klingt mir so bekannt, als ob ich ihn schon einmal früher gehört hätte. Und schließlich fiel ihm wohl die ganze Geschichte ein — die wir bereits kennen — denn am andern Tage um 8 Uhr früh, holte mich schon der Polizeimeister v. Iversen mit der Weisung ab: „Der Generalgouverneur wünscht Sie sofort zu sprechen.“

Der Fürst empfing mich mit den Worten: „Sie sind ja der wahre Napoleon Revals! Sie reißen ja Alles um! — Aber das tut nichts, Sie gefallen mir in dieser Ihrer Tätigkeit für das allgemeine Wohl. Ich gestehe Ihnen, ich bin neugierig zu wissen, wie Sie wirtschaften, denn was ich von Ihnen gehört habe, erscheint mir rätselhaft und ich kann daher nicht begreifen, wie Sie das Alles haben machen können. Gewähren Sie mir daher einen Einblick in Ihre Arbeitstätigkeit für das allgemeine Wohl.“ —

— Sehr gerne, Durchlaucht! —

„Bitte setzen Sie sich und lassen Sie hören, wie Sie das Alles möglich gemacht haben.“

— Ich habe, Durchlaucht, mir die Mittel selbst geschafft, denn die Domgilde hat keine Mittel. —

„Das ist viel, sehr viel gesagt, aber bitte, sagen Sie mir, wie?“

— Als ich zum Ältermann der Domgilde und zugleich zum Vorsitzenden der Dom-Steuerverwaltung gewählt wurde, fand ich eine ziemlich leere Kasse und eine sehr kleine Gemeinde vor. Ich fand nämlich nur 18,000 Rbl. S. Depositengelder der Okladisten, welche die Adels-Kreditkasse mit 4^o/_o uns verzinste, vor. —

„Ich würde damit garnichts anzufangen verstanden haben; doch entschuldigen Sie meine Unterbrechung; was machten Sie?“

— Ich ließ die Gemeinde zusammen kommen und machte ihr den Vorschlag doch lieber 6 statt nur 4^o/_o zu nehmen. —

„Sehr richtig.“ — über das ganze Gesicht lächelnd — „aber wie? wo?“

— Ich sagte, wenn wir das Geld auf Privatgrundstücke als erste Ingrossation wie die Hypothekbank geben, so steht das Geld ebenso sicher wie in der Kreditkasse und trägt uns dann statt 4, 6^o/_o ein.

Hier sah mich der Fürst ganz starr an, unterbrach mich aber nicht, sondern ließ mich ruhig weiter erzählen.

— Dadurch gewannen wir im Laufe der Jahre einen bedeutenden Überfluß und der Zudrang zur Aufnahme in die Domgemeinde stieg von Jahr zu Jahr in rapider Weise. Es ließen sich nämlich in den ersten sechs Jahren meiner Tätigkeit von 1848—55 nicht weniger als 1006 männliche Seelen anschreiben, doch mußte jede dieser Seelen 50 Rbl. deponieren. Mit anderen Worten waren das 50,000 Rbl. S. — So hatten wir mit den erhöhten Zinsen des Stammkapitals und dieser deponierten Summe in sechs Jahren 70,000 Rbl. S. erzielt. — Von diesem Gelde haben wir etwas mehr als 6000 Rbl. S. für Pflasterung, Straßenreparatur und für Anlegung der Straße anstatt der Brücke verausgabt. Somit, Durchlaucht, können wir sagen: was die Domgilde machte, hat noch keinem ihrer Haus- und Grundbesitzer auch

nur einen Kopeken gekostet, wie das anderswo — wie wir das Alle wissen — stets der Fall ist. . . —

„Es ist ja ein Finanzminister an Ihnen verloren gegangen“ — unterbrach mich der Fürst ganz erregt, indem er aufstand, meine Hand erfaßte und sie bedeutungsvoll drückte — „es ist ein Jammer, daß wir in der Residenz nicht Ihren Kopf in unjeren verfahrenen Finanzen haben. Ich glaube, Sie könnten der Retter auch von ganz Rußland werden.“

— Durchlaucht vergessen, daß ich ebenjoviel Tausende als da fehlten, aus meiner Tasche gab. —

„Warum?“

— Es waren notwendige Arbeiten, wie neue Wege, Anlagen, Promenaden zc. in Angriff genommen und die Gemeinde hielt diese Notwendigkeit für unnütz und da blieb mir zum Beweis nichts anders übrig als meine kostbare Zeit nebst Arbeit und Geld zu opfern. Nur einen Weg hielt sie für notwendig, die Alimannstraße mit der Dom-Waisenhauptstraße zu verbinden, aber da war mein Grundstück Luisental im Wege, und da gab ich die verlangten 800 Quadrat-Faden Erbgrund unentgeltlich hin. Aber das ist das Wenigste, was ich gab. . . . —

„Ja so! Das ändert die Sache wesentlich! — Aber dennoch muß ich gestehen, daß ich mich freue vor einem Mann der Tat zu stehen! Und somit, mein lieber Herr Falck, würde ich es als eine ganz besondere Ehre ansehen, wenn Sie Ihr Portrait meiner Mappe einverleiben wollten, wo Sie meine intimsten Freunde finden werden.“

Darauf nahm er von seinem Schreibtisch eine Mappe und öffnete sie und ich sah dort lauter besternte Herren aus der Hofgesellschaft und den Ministerien in St. Petersburg.

Ich weigerte mich auf diesen Wunsch einzugehen und sagte: Sie haben, Durchlaucht, nur Fürsten und Grafen in Ihrer Mappe und da paßt so ein Bürgerlicher, wie ich einer bin, nicht hinein.

„Lassen Sie es gut sein“ — unterbrach er mich — „Sie sind aus einem bessern Holz geschnitten, als Sie es glauben.

Wenn nur in allen Grafen Rußlands solches Blut fließen würde, wie in Ihren Adern, wahrlich dann würde ich im Fluge die Welt zu erobern mich erlauben.“

Ich wurde darüber ganz verlegen; allein er faßte wieder meine Hand und sagte:

„Nicht wahr, mein lieber Herr Ältermann, Sie gehören zu meinen Freunden? Und weil Sie mir das nicht abschlagen werden, so gehören Sie auch, wie alle diese Herren, bejert und nicht deforirt, in meine Mappe der guten Erinnerung! Glauben Sie mir, Herr Falk, ich nehme durch Sie eine gute Erinnerung aus Keval mit und sollten Sie oder Keval je meiner bedürfen, so wissen Sie, daß Sie zu meinen guten Freunden gehören und es meine Pflicht dann ist, Ihren entschieden gerechten Wünschen, soweit es in meiner Macht steht, möglichst schnelle Erfüllung zu geben.“

Mit diesen Worten entließ mich der Fürst.

Am andern Tage kam der Polizeimeister von Ipsen zu mir und verlangte mein Portrait für den Generalgouverneur. Da war denn Nichts zu machen und so wanderte mein Bild per Polizeirequisition in die Mappe des Fürsten.“

Zum Schluß dieses Lebensabschnittes wollen wir noch einem Zeitgenossen das Wort überlassen. Es muß ein mir unbekannter Freund des alten Herrn gewesen sein, der im „Inland“ 1858 Nr. 44, Sp. 715 Folgendes vom Dom-Ältermann H. Falk berichtet:

„Die Gemeinde des Doms besteht aus zumeist mittellosen Bürgern und Arbeitern, von denen ein großer Teil in der Fremde Subsistenzmittel suchen muß. Ungeachtet der Schwierigkeiten, die rücksichtlich der Entstehung der öffentlichen Abgaben hieraus erwachsen, weiß die Domgemeinde seit Jahren von keinerlei Rückständen in Bezug auf Kopfsteuerzahlung und Rekrutenstellung, hat vielmehr neuerlich ihr Vermögen durch ein Versorgungs- resp. Krankenhaus, ihre Straßen und öffentlichen Plätze durch geschmackvolle Parkanlagen und vortreffliche Wege sich verschönern gesehen. — Wer noch vor etwa 10 Jahren (1848) von der

Baltischportschen Straße her die Stadt zu gewinnen genötigt war, erinnert sich wohl der Beschwerden, die Fuhrwerk und Pferde erwarteten, sobald er die ersten Häuser der Domvorstadt erreicht hatte; eine Kirchturmfahrt begann durch ein sandiges, vielfach durchfurchtes Terrain, über Hügel und Kehricht und Mauerichutt. Wer jetzt des Weges daher kommt, durchwandelt eine anmutige Park- und Gartenanlage, die mit Recht den Namen ihres Gründers Falck trägt.“. .¹

Es ließe sich noch viel erzählen, besonders wie er immer seiner Gemeinde beweisen mußte, daß man nur durch Aufopferung von Zeit, Arbeit und Geld, gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken nützen kann und nie darauf persönlich bedacht sein darf, etwas für sich zu gewinnen, doch es fehlt uns an Raum, da wir noch über sein größtes Werk, den Karlskirchenbau im letzten Lebensabschnitt Bericht zu erstatten haben.

¹) Aus dem Kassabuch ersehe ich, daß die Anlage von Falcks Park nebst Gebäude dem Gründer 10,000 Rbl. S. gekostet haben soll, was ich entschieden für eine zu geringe Angabe halte.

IV.

Das letzte Werk: die Karlskirche.

(1862—1874).

Wie der Kommandant General v. Salza nach dem Beispiele Falcks den zweiten Durchstich durch den Wall von der Ober- zur Unterstadt vollzog, so werden wir auch jetzt sehen, wie durch das Vorgehen Falcks, der es für notwendig hielt, auch den Glaubensgenossen, den Esten, eine Kirche zu bauen, die Unterstadt nicht anders konnte, als seinem Beispiel zu folgen und die Johanniiskirche vor der alten Schmiedesporie zu erbauen.

Damals war das Verhältnis der auf gleicher Scholle geborenen Menschen zu einander rein menschlicher Natur. Nicht jeder bildete sich ein „Herr zu sein“, sondern Herr und Diener, die immer bleiben, konnten sich gegenseitig auf einander verlassen. Der Begriff „Volk“ war ein fester, nicht ein so verschwommener wie im heutigen Nationalitätenswindel. Der ordentliche, arbeitssame, treue und nüchterne Mensch, gleichviel welcher Nation er angehörte, war jedem der bessere Herr oder Diener. Damals war dieses Volk — gleichviel welcher christlichen Konfession — ein tief religiöses: Es war ihm ein Bedürfnis sonntäglich zur Kirche zu gehen, und es mußte daher jeden Christen peinlich berühren, wenn er sah, daß Hunderte von Gläubigen draußen stehen bleiben mußten, weil in der Kirche kein Platz für sie war. Diesen, die Christen beschämenden Zustand konnte man sonntäglich bei der Heiligen-Geist-Kirche in der Unterstadt Nevals beobachten. Leider war neben der Religiosität ein Laster, die Trunksucht, bei dem Volke noch größer. Hätten sie diesem Laster entsagt, so hätten sie sich, ich weiß nicht wieviel Kirchen usw. selbst erbauen können. So aber blieb das Volk arm, wie in ganz Rußland.

Dieser Zustand berührte menschlich tief den alten Falc und er beschloß sozial-christlich eine Wandlung hervorzurufen. Damals nämlich glaubten wir noch, daß unsere gemeinsame protestantische Kultur uns verschmolzen habe zu gleichen Glaubensbrüdern, die nicht durch die Sprache geschieden sind, da der tägliche Verkehr es mit sich brachte, in beiden Landessprachen sich verständigen zu müssen, um weiter zu kommen.

Das muß man im Gedächtnis behalten, um das Vorgehen des alten Dom-Ältermanns zu verstehen, der, wenn er die Russifizierung und ihre demoralisierenden Folgen 1905 erlebt hätte, fraglos ebenso denken würde, wie wir heute: „Die Welt war damals noch so wöhnlich und ruhig lebten hin die Leut, doch jetzt ist Alles wie verschoben,“ man lebt wie in verkehrter Welt.

In der alten katholischen Zeit vor 400 Jahren war das Christentum, wie überall, so auch bei uns, mit wenigen Ausnahmen nur ein äußerliches Kleid. Erst mit der Reformation wurde es anders, ein innerliches Wesen, was Herr und Diener verband und Ehrlichkeit, Sinn für Sittlichkeit und Gerechtigkeit groß zog und uns kulturell als Ganzes hob. Um das voll zu würdigen, braucht unser „Volk“ bloß auf seine katholisch gebliebenen oder orthodox gewordenen Brüder im Witebskischen und Pleskauschen Gouvernement einen Blick zu werfen und sich zu fragen, ob sie heute mit ihnen tauschen wollten? — Das, was sie also heute sind, verdanken sie nur der protestantischen Kultur, die sie erst zu Menschen machte und sich so selbst achten lehrte.

In jener katholischen Zeit besaßen die Esten in Reval keine eigene Kirche. Erst zur protestantischen Zeit wurde ihnen 1670 auf dem Antonisberge unter der Regierung des Königs Karl XI. von Schweden eine Holzkirche erbaut; also nicht weit von der jetzt größten steinernen Kirche Revals, der heutigen Karlskirche, die ohne Falc nicht erbaut worden wäre.

Die alte Holzkirche wurde 1710 während der letzten Belagerung durch die Russen auf Befehl des damaligen schwedischen Kommandanten der Festung aus strategischen Gründen dem Erdboden gleich gemacht. Seit dieser Zeit lebten die Esten 152

Jahre bis zur Grundsteinlegung der St. Johannisikirche (am 8. Sept. 1862) und der Karlskirche (am 28. Okt. 1862) ohne eine Kirche zu haben, denn die ihnen eingeräumte Heilige-Geistkirche hatte man ihnen 1739 nur zur Miete überlassen. Sie blieb bis zur Aufhebung des Rats die Ratskirche.

„Wenn man bedenkt“ — heißt es in den Aufzeichnungen Falcks — „daß Reval im Anfang des 19. Jahrh. kaum 10,000 Einwohner hatte und jetzt (1862) schon 28,000 Bewohner zählt, von denen 15,000 Esten sind, so ist es unglaublich, daß die nicht so reich sein sollten, sich selbst eine Kirche bauen zu können.“

Als sie nun mit ihren Klagen zu mir kamen und mir sagten, daß doch die Regierung für die nur wenigen, kaum 3500 Einwohner Revals orthodoxer Konfession schon 5 resp. 6 Kirchen erbaut habe, und mich fragten: warum die Stadtverwaltung keine Kirche für ihre 15,000 Esten erbaut, antwortete ich:

Weil, wer die Kastanien für andre aus dem Ofen holt, sich die Finger verbrennt. So steht so manche orthodoxe Kirche hier im Lande da, aber hat so gut wie keine Gemeinde. Und so steht Ihr als eine große Gemeinde da und habt keine Kirche, weil Ihr glaubt, es wäre nicht Eure, sondern unsre Pflicht das zu tun. Das ist aber ein Irrtum. Selbst ist der Mann und wer ein Mann ist, der wird nicht auf Geschenke warten, sondern sein Gotteshaus sich ehrlich selber erwerben. Das ist der Sinn der christlichen Kirche. Seht auf unsre kleine katholische Gemeinde von kaum 300 Bekennern dieser Konfession. Sie haben sich selbst eine Kirche erbaut und haben außerdem noch ein bedeutendes Kirchenvermögen. Und wer hat den Deutschen hier im Lande die Kirchen zum Geschenk gemacht? Niemand. Also müßt Ihr Euren Kirchenbau ebenso selbst ins Leben rufen.“

Indessen die Bitten der Esten wiederholten sich, bei Besprechung aller möglichen Angelegenheiten, die sie in die Dom-Steuerverwaltung führten und besonders ließen ihre Deputierten nicht ab, den alten Dom-Ältermann zu bedrängen, sich ihrer anzunehmen, denn nur, wenn er sich an ihre Spitze stelle, könne aus dem Kirchenbau etwas werden.

„Endlich ließ er sich überreden, doch nur, wie er sagt:

„Wenn Ihr mir zeigt, daß Ihr Männer der Tat seid!“

— Wie das? —

„Wenn Ihr keine Arbeit scheut, wenn Ihr Euren Luxus, das Schnapstrinken und Rauchen laßt und das dafür ersparte Geld dem Kirchenbau vermacht, dann baue ich nicht eine, sondern gleich mehrere Kirchen für Euch.“

Das versprochen sie, doch bei den Meisten kam es nur auf ein Sich-versprochen-haben heraus. Die Macht der Gewohnheit war stärker als die gute Absicht.

Nur der, den wir als Mann der Tat bis jetzt kennen gelernt haben, hielt sein Versprechen, stellte sich an ihre Spitze und setzte seit 1858 alle Hebel in Bewegung. Die Esten hatten das Konsistorium gebeten, ihnen eine Kirche zu bauen. Wie vorauszusehen war, schlug das Estländische Konsistorium das Gesuch der Esten ab, da sie sich selbst ein Gotteshaus bauen könnten. In Folge dessen begab sich Jalk mit dem Bescheid zu dem ihm wohlwollenden Zivilgouverneur Erz. v. Grünewald. Dieser, von Jalk gedrängt, gewann die Estländische Ritterschaft für den Plan: der alten Karlskirche in der Domvorstadt wieder zum Auferstehen zu verhelfen. Die Ritterschaft bewilligte für diesen Zweck 19000 R.

Dieses erste Geschenk, dem viele andere, wie wir sehen werden, folgten, veranlaßte viele Esten der Unterstadt sich zur Oberstadt überführen zu lassen, wo man für sie eintrat, ohne daß sie von ihrem Luxus, dem Schnapstrinken und Tabakrauchen, abzulassen brauchten. Dieser Fehler in der Erziehung des Volks entfachte ganz gerecht den Kampf der Unterstadt gegen die Oberstadt. Es kam zu einem Bruch, doch Jalk hatte A gesagt und er war nicht der Mann, der die Flinte ins Korn wirft, wenn er nicht auf dem Kampfplatz bleibt.

Er schritt gleich zur Tat und erbaute 1858 auf dem dreieckigen Platz¹ vor der jetzigen Karlskirche eine hölzerne Notkirche

¹) Den Platz verwandelte J. später in eine Anlage mit Wegen, Bäumen und Sträuchern. Allein die jetzige estnische Stadtwverwaltung hielt das für einen Luxus und machte daraus — die Feder sträubt sich — einen Kohlgarten.

und sorgte selbst für den ersten Prediger. Damit waren die Eften der Oberstadt von denen der Unterstadt auch kirchlich getrennt. Dennoch glaubte man, im Punkte des Geldes würden sich die beiden Gemeinden wieder vereinigen, denn zur Erbauung einer Kirche wollen 19,000 Rbl. Geschenk nicht viel sagen und die 15,752 Rbl., welche die Eften zu diesem Zwecke seit Jahren gesammelt hatten, verwaltete die Unterstadt und bedankte sich bestens sie zum Bau der Karlskirche herzugeben.

So stand die Angelegenheit noch 1860, wo das Estländische Konsistorium beauftragt wurde, den letzten Versuch zu machen, eine Vereinigung beider Gemeinden zu bewirken. Dem damaligen Zivilgouverneur Erz. v. Ulrich wurde von der Residenz aus anbefohlen, unter seinem Vorsitz ein Komitee zu ernennen und die Vereinigung zu versuchen und wenn dieses als unmöglich sich erweise, eine Teilung der Eften in kirchlichen Dingen in Dom- und Stadtgemeinde vorzunehmen.

„Demzufolge kamen“ — nach dem Bericht — „bei Sr. Erzellenz dem Zivilgouverneur am 31. August 1860 die vier Delegierten des Doms und der Stadt zusammen.

Von Seiten des Doms der Generalsuperintendent und Vorsitzende des Estl. Evang. Luth. Konsistoriums Dr. Rein und ich als Ältermann der Domgilde.

Von Seiten der Stadt, der Superintendent des Stadtkonsistoriums Dr. Girgensohn sen. und der Bürgermeister und Kommerzienrat Baron Girard de Soucanton.

Diese denkwürdige Versammlung beschloß nach heftigen Debatten:

1) Tatsache ist es, daß die Eften der Domvorstadt und der Unterstadt in kirchlicher Beziehung in zwei Gemeinden sich geschieden haben. Da aber zu diesen beiden Gemeinden auch viele Land-Eften der benachbarten Dorfschaften gehören, so bestimmt das Komitee, daß die eingepfarrten Dorfschaften der Rittergüter Wiems, Harf, Strandhof und Moik zum Dom, dagegen die

Landesten der Stadtgüter Mehhat, Fäht und Habers zur Stadt zu rechnen sind.¹

2) Da nun zwei estnische Kirchen erbaut werden sollen, obgleich nicht einmal zu einer Kirche auch nur entfernt das nötige Geld vorhanden ist, so sind beide Kirchengemeinden unter die strenge Jurisdiktion des Estländ. Evang. Luth. Konsistoriums zu stellen.

3) verlangten die Vertreter der Unterstadt, die Kollektengelder (15,752 Rbl.) für ihre neue estnische Stadtkirche, wogegen der Präses, Zivilgouverneur v. Ulrich nach dem Grundsatz der Billigkeit, Teilung des Kollektengeldes nach der Kopffzahl der beiden Gemeinden vorschlug, welchem Votum ich beistimmte, während der Generalsuperintendent Dr. Rein sich in diesen Rechts-sachen inkompetent erklärte.

4) wurde mir folgende, fast unmögliche Bedingung gestellt: daß, wenn binnen dreier Jahre der Bau der projektierten neuen Karlskirche nicht begonnen sein sollte, die eingezahlten Summen (20,000 Rbl.) der andern projektierten St. Johanniskirche zufallen sollen. Ferner, daß, wenn ich nicht bis zur nächsten Sitzung die Dokumente über die für den Kirchenbau und für die Erhaltung des Kirchenwesens vorhandenen Mittel und die betreffenden Baupläne vorlegen könne, wobei zugleich die Normen für den Gehalt des anzustellenden Kirchenpersonals festgesetzt sein sollten, die Angelegenheit zu Gunsten der St. Johanniskirche entschieden sei.“

Hiermit glaubte man den 70 jährigen Greis besiegt zu haben, denn Niemand hielt es für möglich, daß er sein groß und kühn erdachtes Unternehmen durch alle diese verhängnisvollen Klippen, ohne kläglich Schiffbruch zu leiden, führen könne. Aber da hatte man sich eben verrechnet. Was dieser Mann anfaßte, das führte er auch durch „und wenn die Welt voll Teufel wär“

¹) Da sich aber viele Esten, wie bereits mitgeteilt wurde, von der Unterstadt zur Oberstadt hatten umschreiben lassen, so entschied das Ministerium des Innern 1865 diesen Streit dahin, daß alle diejenigen Esten, die auf dem Dom angeschrieben, aber in der Unterstadt wohnen, nicht zur Domgemeinde zu rechnen seien.

sagte er, „so habe ich als Christ zu zeigen, daß ich stärker bin, denn meine Erfolge bis hierzu verdanke ich nur meiner ehrlichen Arbeit und der Bitte zu Gott, die Arbeit zu segnen, und Gott hat bis dato meine Arbeit gesegnet und wird sie weiter segnen.“

Was tat er nun? Er ließ von der Kanzel der Notkirche, der Karlsgemeinde verkünden, daß er der Gemeinde sämtliche Steine zum Bau der großen monumentalen Kirche schenke. Aber sie sollten sich nicht einbilden, daß er ihnen die Steine zum Bau noch zutrage, sondern er gestatte ihnen, sie seinem Duntenischen Steinbruche zu entnehmen. Das war ein königliches Geschenk von mindestens 40.000 Rbl., aber zugleich sozial-christlich erzieherisch. Sie sollten zeigen, daß sie, wie er, alle ihre freie Zeit, selbst an Sonn- und Feiertagen nicht in Schnapstrinken, Tabakrauchen usw. zu vergeuden, sondern nützlich zum edlen Zweck des Kirchenbaues zu verwenden wüßten. Die Männer können brechen und die Weiber können die Fuhren zur Kirche führen. —

Das erwies sich als ein sozial schöner Gedanke, aber die Menschheit, die er vor sich hatte, erwies sich als zu schwach. Sie sagten ihm:

„Wir können keinen Tag ohne Bezahlung leben und die Sonn- und Feiertage brauchen wir zur Erholung. Wir können nicht, wie Sie, Herr Altermann gearbeitet haben, arbeiten. Wir können nicht mit unsrer Feierabendsarbeit soviel nebenbei verdienen, was uns die Tagesarbeit einbringt, wie Sie es konnten. Wir sind froh, wenn wir täglich soviel verdienen, daß wir nicht zu hungern brauchen, und wie die Redensarten alle lauteten.“

Da kam denn wieder die alte Wahrheit zum Vorschein, die die Sozialisten bis heute noch nicht eingesehen haben, daß zwischen Arbeit und Arbeit ein riesenhafter Unterschied zu machen ist; daß es zwei ganz verschiedene Dinge sind, wie man arbeitet, mit oder ohne Verständnis, mit Lust oder Unlust, mit Entsamung oder mit Vergeudung der Kräfte und des Verdienstes. Und so sind denn die Menschen, die da arbeiten, auch in ihrem Werte sehr verschieden.

Die Hindernisse, die ihm in den Weg gestellt wurden — das sah der alte Falck ein — könne er nicht in Reval beseitigen. Er reiste also in die Residenz, wo er viele einflussreiche Freunde hatte und besuchte zunächst seinen Freund, den Leibarzt Sr. Majestät Dr. Philipp Karell, dem er früher, wie vielen andern, das Geld gegeben hatte, um in Dorpat studieren zu können. Diesem erzählte er die vernommenen Bedingungen und fragte ihn: kannst Du mir die gestellte Falle beseitigen helfen?

Karell antwortete: „Versuchen will ich Alles, was in meinen Kräften steht, aber versprechen kann ich nicht, ob es gelingt. In dessen wollen wir das Beste hoffen. Vielleicht morgen schon werde ich Dir meine Gegenvisite in Deinem Absteigequartier „Hotel Demut“ machen können, wenn es mir gelingt, unseren Landsmann, den Akademiker, Architekt Otto Hippus für Deinen großen Kirchenbau zu begeistern.“

Es gelang. Hippus erschien mit Karell und wurde durch des alten Falcks Selbstlosigkeit für das Unternehmen so eingenommen, daß auch er glaubte, er werde das noch nie Dagewesene, eine große steinerne Kirche von 28 Faden Länge und 13 Faden Breite ohne Pfeiler in Form eines lateinischen Kreuzes mit der überaus schwierigen Dachkonstruktion zu entwerfen, leisten können. Er versprach es und führte wirklich sämtliche Zeichnungen bis ins kleinste Detail unentgeltlich aus. Das war wieder ein großartiges Geschenk und vor allen Dingen eine Arbeit, die wohl kaum ein Architekt damals übernommen hätte, und hätte man ihm für den Plan, ich weiß nicht was, bezahlt.

Der Plan wurde nach kurzer Zeit scharfer Arbeit in St. Petersburg bestätigt und die Leitung des ganzen Baues dem Revaler Gouvernements-Architekten Rudolph Knüpper übertragen.

Aber diese Herren hatten in ihren Berechnungen etwas außer Acht gelassen — die Belastung des Daches durch Schnee, Sturm usw. Als nun der Bau 1868 bis zum Dachstuhl gediehen war, besuchte zufällig ein anderer Revalenser, der Prof. der Architektur Rudolph v. Bernhard aus St. Petersburg seine Heimat

Er besah den monumentalen Bau und erkannte nach dem ihm vorgelegten Plan bald die dem Dachstuhl drohende Gefahr des Einsturzes.

Es galt nun eine ganz neue Dachstuhlkonstruktion zu erfinden, um den Bau zu retten, der schon mehr als 60,000 Rbl. nur an Arbeitslohn verschlungen hatte, den die Esten sich hatten auszahlen lassen. Als Bernhard zu Falc kam und ihn zur Rede stellte, sagte der alte Herr ruhig: „Wenn Sie, Herr Professor, klüger sind als alle Ihre Kollegen, so bleibt Ihnen nichts übrig, als zu beweisen, wie man es richtig machen muß. Denn Fehler entdecken kann jeder, aber zeigen, wie man es richtig macht, nur ein genialer Kopf. Doch nun wollen wir uns wieder vertragen bei einer guten Flasche Wein, wie es Landsleuten zukommt, die sich gegenseitig zu unterstützen haben. Denn „nichts ist unmöglich; es ist nur ein Ding schwieriger zu machen als das andre“, sagte schon der große Napoleon.“

Es gelang wieder. Bernhard ließ sich durch Falc begeistern und nahm, dessen Beispiel folgend, ebenfalls keine Vergütung für seine geniale, fast unbezahlbare Arbeit an. Er erfand eine neue Konstruktion für die Decke über der Mitte des Kreuzes, die ein Quadrat von der bedeutenden Seitenlänge von 66 Fuß bildet. Das gelang ihm „in höchst geistreicher und origineller Weise.“ Die Dachstuhlkonstruktion besteht nämlich „an ihren wesentlichen Teilen aus zwei rechtwinkelig sich kreuzenden und auf den Scheiteln der vier Seitenbögen aufliegenden Trägern, die aus Balkengittern, mit eisernen Schraubstangen versehen, hergestellt sind. Hierbei ist in sinnreicher Weise sowohl in der Kreuzung beider Träger, als auch bei Durchschneidung der Träger durch die Schraubstangen die Verminderung der Tragfähigkeit möglichst vermieden.“¹

Selbstredend hatte Falc auch dafür gesorgt, daß der Platz, auf dem die Karlskirche steht, von der Domgilde ihr geschenkt wurde. —

¹) Vgl. Hevaler Ztg. 1871 Nr. 21. Ein Modell dieser Dachstuhlkonstruktion befindet sich im Hevaler Provinzialmuseum.

Er brachte auch das Wunder zu Stande, daß das katholische geistliche Kollegium 30,000 Rbl. für den Bau einer evangel. lutherischen Kirche lieh!

Nicht genug, er reiste drei Mal in dieser Angelegenheit in die Residenz und erhielt durch Karells Fürsprache Audienz bei Sr. Majestät, Kaiser Alexander II., der großmütig in Falck's Gegenwart mit einem Federzuge das Kommandantenhaus nebst großem Garten mit Einschluß des Festungsturmes „Kief in de Rök“ der Karlskirchengemeinde als Pastorat schenkte, was damals mindestens 40,000 Rbl. an Wert repräsentierte. Dazu gab der Kaiser aus seiner Schatulle noch 5000 Rbl., um die Summe 20,000 Rbl. rund zu machen, welche die nicht nur in Rußland verehrte Großfürstin Helene Pawlowna durch Vermittlung Karells zum Bau der Karlskirche Falck übergeben hatte.

Wenn man bedenkt, daß der Bau der Karlskirche nur 81,500 Rbl. zu stehen kam, die wiederum nur die Esten für ihrer Hände Arbeit beim Bau erhielten, so muß man sich fragen, was gaben die Esten selbst? Es ist beschämend zu sagen: ihre Kollekte betrug 4000 Rbl., und wenn man nach des Gouverneurs v. Ulrichs Grundsatz der Billigkeit die Hälfte des früher gesammelten Geldes von 15,652 Rbl. hinzurechnet, zusammen die Summe von 11,826 Rbl. Das ist das Opfer, das die Esten für ihr eigenes Gotteshaus übrig hatten!

Man kann ruhig sagen, wenn heute jemand eine zweite so große Kirche aufbauen wollte, er das kaum mit der vierfachen Summe zu Stande bringen könnte.

Von den kleineren Geschenken, die der Kirche durch Falck's Freunde gemacht wurden, will ich nur folgendes erwähnen. So schenkte Dr. Karell die große Haupttür, die zwischen den beiden Türmen steht, Kaufmann Blumwek die Kanzel, Generaladjutant Baron Meyendorff einen großen Kronleuchter, Kaufmann Steinberg eine Glocke usw. Durch Falck's Vermittlung mußte auch die Domkirche die beiden alten Glocken, die zu schwedischer Zeit der alten Karlskirche laut ihren Inschriften angehört hatten, wieder

der neuen Kirche übergeben. Kurz, was geschah beim Bau, wo der alte Falck nicht direkt oder indirekt beteiligt war?

Indessen die alte Wahrheit: „ein Feind kann einem mehr schaden als uns 10 Freunde nützen können“, sollte auch der alte Falck erfahren. Nach der Einweihung der Kirche erschien in der „Revalschen Zeitung“ (Nr. 298 v. 23. Dez. 1870) ein Artikel, wo ein im Lande bekannter Historiker anonym es wirklich fertig brachte: die Verdienste Falcks um die Karlskirche total totzuschweigen!

Gegen diesen sog. Anonymus wandte sich die „Estländische Gouvernements-Zeitung“ am 30. Jan. 1871 wie folgt:

„Wir danken es der „Revalschen Zeitung“ (vom 23. Dez. 1870 Nr. 298), daß sie die Verdienste der Männer hervorgehoben und der Gegenwart in weiten Kreisen nochmals in dankenswerte Erinnerung gebracht, welche das schöne Gotteshaus aufgebaut und zum köstlichen Ende geführt: sie werden in der Geschichte unsrer Domgemeinde und unsrer Stadt ein bleibendes Andenken behaupten, denn das Werk selbst ist Zeugnis der Treue und Liebe, mit welcher es hervorgerufen, und wenn die Herzen je schweigen sollten, so würden die Steine reden, allein, wenn auch die Nachwelt ihre dankbare Aufgabe nie vergessen wird, so dürfen wir bei öffentlicher Aufführung der hervorragenden Persönlichkeiten, welche sich um diese Schöpfung verdient gemacht haben, auch noch ganz besonders den Namen des Mannes hervorheben, in dessen tiefer, ernster Seele der erste Gedanke an dieses Gotteshaus für eine Gemeinde, die eines solchen notwendig bedurfte und welche er immer geliebt hat, aufkeimte, eines Mannes, welcher nicht rasten und ruhen konnte, bis er die Ausführung gesichert wußte, und welcher außer einer langen von Gott gesegneten gemeinnützigen Tätigkeit bewußt oder unbewußt sich am Abend seines Lebens das schönste Denkmal seiner Bürgertugend zu setzen sich gedrungen fand. Dieser Mann, dessen Namen in der Revaler Domgemeinde und weit über dieselbe hinaus einen guten Klang hat, **H a u s H e i n r i c h F a l c k**, durfte die Freude noch erleben, seinen erhabenen Gedanken gesichert und

verkörpert vor sich stehen zu sehen; er mag aber auch des Dankes seiner Zeitgenossen sich in vollstem Maße erfreuen dürfen, eines Dankes, den wir ihm hiermit öffentlich dargebracht haben wollten. Wie mit der Geschichte der neuen Dom-Karlskirche der Name des bald 80 jährigen rüstigen Greises, des Herrn Domgilde-Ältermanns Falck eng und untrennbar verknüpft sein und bleiben wird, so mögen ihn auch die Versicherungen der Hochachtung und der Dankbarkeit seiner Zeitgenossen die ernstest und unzähligen Beschwerden versüßen helfen, welchen er opferfreudig und festen Mutes der guten Sache zur Liebe sich unterzogen hat.“

Der fast 80 jährige, aber immer noch sehr rüstige Greis hoffte bis zu jener raffinierten Totschweigung seiner Verdienste 100 Jahre alt zu werden. Jetzt jedoch verlor er die Lust noch weiter leben und wirken zu wollen. Denn dieser „bekannte Historiker“ brachte es wirklich, trotz des vernommenen Protestes, in seinem Werke: „Die Kirchen und ehemaligen Klöster Nevals“ (Neval, 1873, 3. Aufl. 1888 S. 88) fertig, nichts weiter von Falck als Folgendes zu berichten: Die Karlskirche erhielt „vom Konsul Andr. Koch 500 Rbl., ebenso viel vom Ältermann H. H. Falck, der außerdem bedeutende Materiallieferungen machte.“ So siegte denn dieser persönliche Feind durch seine historische Darstellung über Falck für die Zukunft, denn wer kennt heute die Entstehung der Karlskirche, als nach diesem sog. streng historischen Werke? Wahrlich unser berühmtester Dichter F. M. R. Lenz hat Recht, wenn er sagt: „Die Schriftstellerei ist der schlimmste Sauerteig, der seit Adams Fall im menschlichen Herzen gegährt hat.“

Diese raffinierte Darstellung der Entstehung der neuen Karlskirche verletzten den alten Herrn tief, wie das seine letzte Aufzeichnung zum Ausdruck bringt:

„Von ungebildeten Esten Undank zu ernten, darauf hatte ich mich gefaßt gemacht, denn ich glaube nicht daran, daß sie die Idee Erz. v. Grünwaldts zur Ausführung bringen werden, wonach in den 4 Nischen des äußeren Grundkreuzes der Kirche die Standbilder der vier Männer: Falck, Karell, Hippikus

und Bernhardt zu stehen hätten, ohne die die neue Karlskirche undenkbar wäre. Das werden die Eiten ebenso unnütz finden, wie um ihre Kirche einen Garten anzulegen. Indessen, daß gebildete Deutsche mit Universitätsbildung meine großen Opfer und Bemühungen totsichweigen können, sogar bei meinen Lebzeiten, das hat mich getroffen wie ein Blitz aus heiterem Himmel.“

Seit dieser Zeit fühlte er sich gebrochen und reichte seinen Abschied von allen seinen Ehrenämtern ein. Das geschah in demselben Jahre 1873 als die erste Auflage des erwähnten Werkes erschien. Die Redaktion der „Revalschen Zeitung“ ließ sich jedoch nicht mehr von diesem bekannten Historiker beeinflussen und veröffentlichte am 12. November 1873 an der Spitze ihres Blattes Folgendes:

„Am gestrigen Tage beging ein Mann sein Amtsjubiläum, der in allen Kreisen unsrer Stadt bekannt, sich der allgemeinsten Achtung erfreute. Hans Heinrich Falck feierte gestern sein 25-jähriges Jubiläum als Ältermann der Domgilde und Präses der Dom-Steuerverwaltung.

„Während dieser langen Reihe von Jahren hat Falck mit unermüdllicher Hingabe für das Beste der Kommune gearbeitet und sich namentlich in seiner letztgenannten Stellung als Präses der Steuerverwaltung um dieselbe in selten hohem Grade verdient gemacht. Aber nicht nur aufopfernde Treue und Pflichteifer sind es, wodurch Falck sich im Wahldienste ausgezeichnet hat, mit wahrhaft großartiger Liberalität ist er während seines ganzen Lebens bemüht gewesen, auch die Kommune, der er angehört, die Früchte seines, bloß durch eigene Arbeit und Tüchtigkeit erworbenen Vermögens genießen zu lassen.

„Der nach ihm benannte Falkensteg, die Kastanienallee [von der Karlskirche bis] zur Baltischportischen Straße, Falcks-Park, endlich die Dom-Karlskirche, zu deren Bau er sämtliche Steine aus seinen Steinbrüchen unentgeltlich geliefert hat, alle diese Werke sind Schöpfungen Falcks, die noch kommenden Geschlechtern

von dem seltenen Gemeisinn dieses Mannes Zeugnis ablegen werden. Groß war daher die Zahl der Glückwünschenden, welche am gestrigen Tage die Räume seines stets gastfreien Hauses aufnehmen mußten“. 2c.

Schon um Mitternacht, als der Tag begann, nahmen die Überraschungen ihren Anfang und dauerten bis 7 Uhr Nachm. fast ohne Unterbrechung fort. Zuerst waren es die beiden deutschen Gesangvereine Revals, deren Mitglied er war. Dann um 7 Uhr der estnische Dom-Karlskirchen-Sängerverein, was den alten Herrn sehr erfreute, so daß er sie einlud, bei ihm zu bleiben und mit ihm den Morgenkaffee zu trinken. Dann folgten die Überraschungen der Hausgenossen und Verwandten. Darauf die offiziellen Gratulationen, an deren Spitze der damalige Gouverneur von Estland, der Fürst Schachowstoj-Streschnew stand, in dessen Namen der Regierungsrat v. Krüdener mit einer warmen Ansprache folgendes Schreiben überreichte, aus welchem wir, um Wiederholungen zu vermeiden, nur einen Passus ausheben:

„Während einer langen Reihe von Jahren haben Sie nicht aufgehört, diesen verschiedenen Wahlen nicht nur mit musterhafter Pflichttreue und seltenem Eifer, sondern auch mit allezeit opferfreudigem Gemeisinn vorzustehen. Dafür zeugen in beredter Weise sowohl die Ihnen wiederholt Allergnädigst verliehenen äußern Ehrenzeichen,¹ als auch der Dank Ihrer Mitbürger und die ungeteilte Achtung sämtlicher Einwohner Revals. Es gereicht mir daher zur aufrichtigen Freude, Ihnen bei dieser Gelegenheit in dankbarer Anerkennung Ihrer mannigfaltigen Verdienste meinen herzlichstem Glückwunsch zu diesem Ihrem Ehrentage auszusprechen.“

Selbstredend erschienen auch alle seine Kollegen der Domgilde und Steuerverwaltung und des Schloß-Vogteigerichts. In deren Namen überreichte der Schloßvogt Huhn mit einer dankerfüllten Ansprache, die von Herzen kam und zu Herzen ging, dem alten Herrn einen silbernen Pokal. Dieser wurde sofort gefüllt

¹) Von 1858—1874 erhielt er 4 goldene Medaillen um den Hals zu tragen am Stanislaus-, Annen-, Wladimir- und Andraeaßbände.

und auf das Wohlsein des Mannes geleert, dem der Dom und die Karlskirchengemeinde ihr Blühen und Gedeihen verdanken.

Diesen Vertretern schloß sich Falck's Compatron der Karlskirche F. v. Zur-Mühlen an, der nach einer liebevollen dankenden Ansprache ihm eine Glückwunsch-Adresse überreichte, aus der wir nur Folgendes herausheben wollen:

„Der Konvent der Dom-Karlskirche kann nicht umhin an diesem Ihren Ehren- und Freudentage Ihnen seinen aufrichtigen Glückwunsch darzubringen und Ihrer ausdauernden, umsichtigen und erfolgreichen Tätigkeit zu gedenken. Derselben verdankt nächst der Gnade Gottes nicht nur der Dom im weiteren Sinne manche Neuschöpfung und Verbesserung, sondern auch speziell die Dom-Karlskirche ihre Entstehung und ihren Fortbestand. Empfangen Sie dafür seinen warmen, tiefgefühlten Dank.“ . . .

Die Vertreter der Unterstadt waren auch erschienen, um ihn zu ehren, nachdem sie manchen Kampf mit ihm ausgefochten hatten.

„Tiefgerührt dankte der Jubilar für die zahlreichen Beweise der Teilnahme“ — heißt es am Schluß des zitierten Artikels der „Revalschen Zeitung“ v. 12. Nov. 1873 — „die ihm von allen Seiten gezollt wurde und in dem Einen Wunsche ihren steten Ausdruck fand, daß es dem rüstigen 83 jährigen Greise noch vergönnt sein möge, in bisheriger Weise zum Wohle seiner Mitbürger fortzuwirken.“

Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung, denn bereits im April des nächsten Jahres fühlte er, durch sein von Neuem auftretendes Blasenleiden, daß es mit seiner Erdenlaufbahn zu Ende gehe. Nach langen qualvollen Monaten, die er standhaft ohne Klagen ertrug, erlöste Gott der Herr seinen Geist von dieser Erdenwelt am 7. Nov. 1874.

„Soeben“ — sagt die „Revalsche Zeitung“ an der Spitze ihres Blattes vom 7. Nov. — „geht uns die Trauerbotschaft zu, daß heute morgen um 9 Uhr 45 Minuten der Ältermann der Domgilde Hans Heinrich Falck im 84. Lebensjahre verschieden ist. — Noch ist kein Jahr dahingegangen, seit wir an dieser

Stelle bei Gelegenheit des Amtsjubiläums des Heimgegangenen seiner zahlreichen Verdienste gedachten, die er sich durch aufopfernde Tätigkeit für das Wohl der von ihm vertretenen Kommune erworben. Der damals noch rüstige Greis, der bisher keine Krankheit gekannt hatte, ist seitdem wiederholentlich von schweren Leiden heimgesucht und in den letzten Lebensmonaten beständig ans Bett gefesselt gewesen. Von hoffnungsloser Qual hat nunmehr der Tod seinen Geist erlöst. Möge die Erde dem Entschlafenen leicht sein, dessen langer, redlicher Arbeit gewidmetes Leben auch kommenden Geschlechtern ein Vorbild sein möge für die auch im kleinen zu beweisende Treue. Nur wenigen, selbst auf hervorragenderer Höhe Stehenden ist es beschieden, im Wirken für das Gemeinwohl gleiche Erfolge aufzuweisen, wie dem schlichten Manne, dessen in enger Sphäre segensreich entwickelte Tätigkeit nun beendet ist, dessen Name aber auch in kommenden Zeiten in seinen Werken fortleben und stets als der eines verdienten Ehrenmannes genannt werden wird.“

Sieben Tage lag die Leiche in seinem großen Hause, vor der Karlskirche. Arm und reich kamen Tag aus, Tag ein, um den Mann des Volkes und den großen Wohltäter so vieler Menschen noch einmal zu sehen.

Am 14. Nov. 1874 wurde die Leiche zur Karlskirche übergeführt, obgleich er mit seiner Familie der St. Olafkirche der Unterstadt angehörte. Von seiner Haustür an bis zur Kirche trug man den Sarg durch eine Allee von frischen Fichtenbäumen. Die ganze Kirche war mit Blumen und Fichtenbäumen geschmückt. Empfangen wurde der Dahingeshiedene von dem Sängerverein der Dom-Karlskirche mit einem wehmütigen Gesang, der die Herzen machtvoll ergriff. Die mächtig große Kirche war von einer Menschenmenge angefüllt, wie sie selbst zur Einweihung derselben nicht größer gewesen sein konnte.

Von allen Reden, die an seinem Sarge zu Hause, in der Kirche und am Grabe gehalten wurden, sei nur einer hier Erwähnung getan, welche ihm in Ziegelskoppel sein Schwiegersohn, der Pastor Oskar Mirjalas ins Grab nachrief.

Im Namen der Kinder und Großkinder, sowohl der hier versammelten, wie der im großen Reiche noch weit zerstreut da lebenden, denen es nicht möglich wurde zu erscheinen, nahm er Abschied von dem stets liebevollen Vater und Großvater. „Mit kindlicher Ehrfurcht können wir uns nur dem tiefgefühlten Dank und der Ehrerbietung anschließen, den Dir die Mitwelt schuldet und wir auch schuldigen. Habe Dank für Deine liebevollen Taten, von Deinen Kindern und Großkindern, die Deinen Verlust tief empfinden und schmerz erfüllt betrauern. Wie die Mitwelt in der Du lebstest, werden wir Deinen Namen nicht sobald vergessen. Dafür wird das Gotteshaus schon sorgen, aus dem wir Deinen Leib zur letzten Ruhe getragen haben, denn mit dieser Deiner letzten Tat hast Du vor Gott und allen Menschen bewiesen, daß Du ein besserer Christ warst, als wir Alle, die wir hier an Deinem Grabe stehen. Somit segne Gott Deinen Ausgang aus dieser Welt und Deinen Eingang in die bessere Welt, von nun an bis in Ewigkeit. Amen!“



Verlag von Jond & Poliewsky, Riga, Kaufstr. 3.

- Album Academicum des Polytechnikums zu Riga. 1862—1912.** Der stattliche Band von ca. 900 Seiten enthält: knappe Lebensabriffe aller Philister des Polytechnikums, vom Gründungstage an, deren Adressen, und eine gedrängte Beschreibung des Lebenslaufs der Lehrkräfte der Hochschule. — Mit einer Ansicht des Polytechnikums. — Das Werk ist in deutscher und russischer Ausgabe erschienen. — Preis elegant geb. je Abl. 5.—
- Emil Kaeslbrandt.** Lebensbild eines livländischen Pastors. Mit Porträt und 2 Ansichten. In Leinwand Abl. 2.70. In Halbfranz Abl. 3.60. Eine ganze Epoche baltischer Geschichte zieht in diesem Buche an uns vorüber.
- Dr. Ernst Seraphim, Aus der Arbeit eines baltischen Journalisten (1892—1910).** — Broschiert Abl. 3.—. — 414 Seiten 8°. — Geb. Abl. 3.60 und 4.20.
- Gregor von Glasenapp, Essays.** Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Naturgeschichte. Brosch. R. 3.—, geb. R. 4.—. **Neue Essays, II.** Folge der Essays. Abhandlungen zur Philosophie, Literatur und Religionsgeschichte. Brosch. R. 3.—, in Leinen R. 3.60. **Das Glück im Willen und im Gefühl.** Eine psycho-moralische Untersuchung über den Wert des Lebens. Preis 80 Kop.
- Dr. F. Bienenmann, 1812. Baltische Erinnerungsblätter.** Dieses Buch ist nicht für Fachgelehrte bestimmt — sondern wendet sich an einen weiteren Leserkreis. Es bietet keine kritische Darstellung der Ereignisse des denkwürdigen Jahres 1812, soweit sie sich auf dem Boden unserer Heimat abgespielt, sondern es will in die Stimmung jener Zeit selbst eindringen; den Zeitgenossen das Wort geben, sie sprechen und erzählen lassend, dadurch wird dem Leser eine lebendige Anschauung, gleichsam ein Miterleben jener Zeit vermittelt. Preis Abl. 1.80, geb. R. 2.40.
- Alexander Baden dieck (Alex. Andreas), Drei Erzählungen aus Rigas Vergangenheit!** Munkensbel, Rigasche Erzählung aus dem XVI. Jahrh. Brosch. R. 1.—, geb. R. 1.60. — **Sankt Jürgen,** Rigasche Erzählung. Brosch. 1.50, geb. R. 2.—. — **Bauernhandel,** Rigasche Erzählung aus den Tagen unserer Großväter. Brosch. R. 1.50, geb. R. 2.—
- Bilder aus Livland. I.** Der Familientag. Meine Fahn ist rot-grün-weiß. 2. Aufl. **II.** Der Subskriptionsball. Sommergäste. Von **A. L. v. E. R.** Preis pro Bd. brosch. R. 2.—, hübsch geb. R. 2.60. Kürzlich erschien der **III. Bd.:** Entfremdet. Preis brosch. R. 1.20, geb. R. 1.80. Die Erzählung, obgleich in sich ganz abgeschlossen, reiht sich den früher erschienenen zwei Bänden der Bilder aus Livland an, und zeigt wieder Lebenswahrheit und Naturtreue in den Schilderungen von Menschen, Verhältnissen und der livländischen Landschaft. Und um seiner ethischen Anschauungen willen eignet es sich besonders als gesunde Lektüre für die heranwachsende Jugend, der es ruhig in die Hand gelegt werden kann, da es wohl tiefe Tragik enthält aber keine Sensationslektüre ist.

Verlag von Jondt & Poliewsky, Riga, Kaufstr. 3.

Julius Kupffer, Goethes Faust als Erzählung. Zur Einführung in das Verständnis des Originals. Zweite, vervollständigte Auflage. Preis Abl. 2.50. Wer sich einmal in Goethes Faust vertieft hat, den läßt diese Dichtung nicht mehr los. Kein Werk wird so viel kommentiert wie der „Faust“. Keiner der kaum zu zählenden Kommentare ist aber so klar und verständlich geschrieben, wie das obige Buch von Kupffer. Alle Spitzfindigkeiten im Auslegen sind glücklich vermieden, und es ist nichts in Goethe hineingeheimnist worden, wie das bei so vielen andern Erklärern leider der Fall ist.

Hermann Graf Keyserling, Zwei Reden. Vorträge über „Germanische und romanische Kultur“ und über das „Interesse der Geschichte“. Preis 80 Kop. Wir haben bei uns zu Lande zweifellos keinen so glänzenden Essayisten, der schwierige Probleme in so faßlicher Form zu behandeln weiß, wie Graf Keyserling. Kein denkender Leser wird das Buch ohne geistigen Gewinn aus der Hand legen.

Gertrud von den Brinken, Wer nicht das Dunkel kennt. Gedichte. Preis elegant brosch. R. 1.—. In diesen Gedichten offenbart sich ein tiefes Gemüt. Die Gedichte sind nicht alltäglich, die Sprache ist edel und kräftig, fast episch.

Elisabeth Goerke, Viel süße Minne. Gedichte. Preis elegant brosch. R. 1.—. Elisabeth Goerke überrascht durch starke Originalität der Empfindung und weiß Gedanken von ernster Wehmut so gut wie heitere Gemütsstone in melodisch klingende Worte zu kleiden.

Manfred Kyber, Nordische Geschichten. Sechs leichte stimmungsvolle Novellen. Elegant kartoniert 75 Kop.

Mia Broblewska, Der schwarze Tod. Erzählung aus dem Jahre 1602. Brosch. R. 1.20, geb. R. 1.80. Die Erzählung, die von der ersten bis zur letzten Seite spannend und interessant ist, spielt in Gollingen zur Zeit, als Stadt und Land von der schrecklichen Seuche verheert wurde.

